

Mehr als nur ein Spiel

_____ **Schwerpunkt:** Fußball: Tore, Träume, großes Geld _____ **Meinung:** Erste Konferenz zum Ausstieg aus fossilen Energien eröffnet neue Perspektiven _____ **Meinung:** Brasiliens Rekordzahlen bei Femiziden schreien nach Veränderung _____ **Aus aller Welt:** Wie Familien aus dem Südlibanon in Beirut Zuflucht finden _____



Meinung — 5

5 Die erste Konferenz zum Ausstieg aus fossilen Energien eröffnet Perspektiven außerhalb der traditionellen UN-Klimakonferenzen

Interview mit Xiomara Acevedo Navarro

8 In Brasilien zeigen die Rekordzahlen bei Femiziden, wie dringend Gewalt gegen Frauen bekämpft werden muss

Thuany Rodrigues

Aus aller Welt — 11

11 Vom Krieg vertriebene Familien aus Südlibanon finden in einem Stadion in Beirut Zuflucht, erfahren dort aber auch die Grenzen staatlicher Unterstützung
Ali Awadeh

15 Autokratien sind weltweit auf dem Vormarsch – und auch der Protest gegen sie wächst
Marius Moniak

18 Weshalb Senegal in punkto Demokratie und gesellschaftliche Stabilität erfolgreicher ist als viele seiner Nachbarstaaten
Jannis Düngemann

22 In Sambia kommen viele Kinder erst bei der Einschulung mit Lesen und Schreiben in Kontakt – das muss sich durch bessere Vorschulbildung ändern
Diana Sakala

25 Die Gründer der ersten großen Kunstbiennale in Kenia sprechen darüber, wie Kunst in die ostafrikanische Gesellschaft hineinwirkt
Interview mit Patrick Othieno und Jamey Ponte

29 Heutzutage: Wie sich junge Menschen in Sambia Karrieren auf Social Media aufbauen
Derrick Silimina

In Brasilien führt das hohe Ausmaß von Gewalt gegen Frauen zu Protesten, S. 8.



Foto: picture alliance/ZUMAPRESS.com/Fabio Teixeira



Foto: picture alliance / PIXSELL / Emica Elvedji

Damit Kinder in der Grundschule mitkommen, ist auch in Sambia Vorschulbildung unerlässlich, S. 22.

32 — Schwerpunkt — Fußball: Mehr als nur ein Spiel

33 Für die einen ist Fußball die Eintrittskarte zu einem besseren Leben, für die anderen ein lukratives Spektakel

Katharina Wilhelm Otieno

34 Geschichten, die der Fußball schreibt: FIFA erkennt afghanisches Frauenfußball-Team an / Ein berühmter Fan der DR Kongo und seine politische Botschaft / Didier Drogbas Einsatz für Vergebung in Côte d'Ivoire / Die Rolle ägyptischer Ultras im Arabischen Frühling

Isah Shafiq, Katharina Wilhelm Otieno, Marius Moniak

42 Wie eine Mädchenfußballmannschaft in einer der ärmsten Regionen Kenias neue Hoffnung entfacht

Katharina Wilhelm Otieno

45 NGUVU ist eine von vielen Basissportinitiativen in Afrika, die zu übergeordneten Entwicklungszielen beitragen

Alba Nakuwa

48 Die marokkanische Gen-Z-Bewegung kritisiert lautstark, dass hohe Investitionen in Fußball-Infrastruktur fließen, während Kliniken und Schulen darben

Salma Mansouri

52 In der Hassliebe zweier großer Fangruppen in Kenia zeigt sich die gesellschaftliche Kraft des Fußballs

Solomon Waliaula

55 Die weltweit erste Assistentztrainerin einer Männer-Nationalmannschaft über Frauen im professionellen Männerfußball

Interview mit Carolin Braun

59 Woran das System des internationalen Fußballs krankt – und wie es besser gehen könnte

Alina Schwermer

14 Impressum

Foto: Rawtime



Titelfoto von János Bayer (siehe S. 4).

Die Fußball-WM der Männer ist eine der wenigen weltumspannenden Veranstaltungen unserer Zeit. Während auf dem Rasen Multimillionäre um den Titel spielen und Finaltickets sechsstelligen Summen erreichen, bleiben Fans aus Ländern mit geringen Einkommen oft außen vor. Zugleich entfaltet Fußball fernab der FIFA-Bühnen seine soziale Kraft: Auf Bolzplätzen auf der ganzen Welt hält er Jugendliche von Drogen und Gewalt fern, stiftet Gemeinschaft und überbrückt ethnische wie zunehmend auch geschlechterspezifische Grenzen. Als Teil des „Sport for Development“-Ansatzes spielt Fußball seit Jahrzehnten somit auch in der Entwicklungszusammenarbeit eine wichtige Rolle.

KÜNSTLER

János Bayer

ist Fotograf, Videoproduzent und leitet eine eigene Medienagentur in Kaiserslautern. Das Titelbild und das Foto zu Beginn unseres Schwerpunkts entstanden 2023 auf dem Gemeinde-Sportplatz im kenianischen Juja, wo er das Sportprojekt NGUVU Edu Sport (siehe Beitrag von Alba Nakuwa auf Seite 45) ehrenamtlich begleitet und professionelle Aufnahmen erstellt hat. Inzwischen hat er für NGUVU auch einen Kurzfilm produziert und den Webauftritt des Projekts überarbeitet.

Medienagentur Rawtime



Foto: Rawtime

11

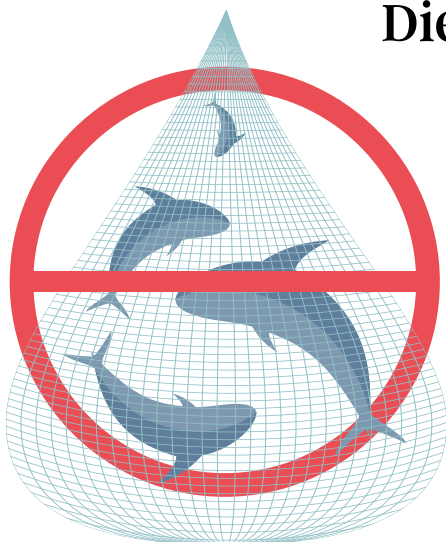
der weltweit 15 derzeit am schnellsten wachsenden Volkswirtschaften liegen in Afrika.

Parallel dazu verschiebt sich das Verhältnis zwischen Entwicklungsgeldern und ausländischen Direktinvestitionen: Mit 97 Billionen Dollar überstiegen letztere die Gesamtmenge an Entwicklungsgeldern im Jahr 2024 – also sogar noch vor den USAID-Kürzungen – um rund ein Drittel.

Einige Indikatoren weisen zudem darauf hin, dass vor allem afrikanische Investor*innen ihr Geld zunehmend auf dem eigenen Kontinent investieren. Im letzten Jahr gingen beispielsweise 45 % aller Venture Capital-Zusagen auf sie zurück. Auch wenn Kapital also offenbar verfügbar ist, bleibt entscheidend, dass zugleich strukturelle politische Probleme angegangen werden – damit das Wachstum breit wirkt und nicht vor allem den Eliten zugutekommt.

Die gute Nachricht

Mit dem Abkommen über Fischereisubventionen der Welthandelsorganisation (WTO) ist im September letzten Jahres erstmals ein WTO-Abkommen mit explizitem Nachhaltigkeitsfokus in Kraft getreten, nachdem es von zwei Dritteln der Mitgliedsstaaten ratifiziert wurde. Das Abkommen zielt in erster Linie darauf ab, schädliche Subventionen einzudämmen, die Überfischung und illegale, nicht gemeldete und unregulierte Fischerei begünstigen. Bindend ist das Abkommen nur für Staaten, die es ratifiziert haben. Zu diesen gehören jedoch einige der größten Subventionierer weltweit, darunter die EU, China und die USA. Andere wichtige Akteure in der Fischerei, etwa Indien und Indonesien, sind allerdings nicht dabei.



Xiomara Acevedo Navarro (zweite von links) auf der TAFF-Konferenz in Santa Marta, Kolumbien, im April.



Foto: Barranquilla+20

KLIMASCHUTZ

„Wir wollen keinen weiteren endlosen Prozess ohne echte Umsetzung“

*Viele Klimaaktivist*innen sind seit Jahren frustriert über die etablierten multilateralen Prozesse zur Bekämpfung des Klimawandels. Die erste Konferenz zum Ausstieg aus fossilen Brennstoffen (TAFF) im April in der kolumbianischen Stadt Santa Marta weckte Hoffnungen, dass eine neue Art der Klimadiplomatie außerhalb des COP-Systems etabliert werden könnte. Die kolumbianische Aktivistin Xiomara Acevedo Navarro nahm an dem Treffen teil. Sie sagt, sie habe sich zwar bis zu einem gewissen Grad vertreten gefühlt, sei aber dennoch vom Ergebnis enttäuscht.*

XIOMARA ACEVEDO NAVARRO IM INTERVIEW MIT LEON KIRSCHGENS

Sie engagieren sich schon seit vielen Jahren für den Klimaschutz. Wie kam es dazu, dass Sie an der Konferenz in Santa Marta teilgenommen haben?

Ich komme aus Barranquilla in Kolumbien und setze mich nun schon seit mehr als zehn Jahren für Klima- und Umweltthemen ein, also praktisch mein halbes Leben lang. Die Arbeit von „Barranquilla +20“, der von mir gegründeten zivilgesellschaftlichen Organisation, verbindet lokale Gemeinschaftsinitiativen mit internationaler Klimapolitik. Auf lokaler Ebene unterstützen wir Projekte, die meist von Frauen und Schulen geleitet werden, wie zum Beispiel den Schutz von Feuchtgebieten, Initiativen zur Wasserbewirtschaftung und agroökologische Obstgärten. Wir bemühen uns aber auch darum, die Stimmen sozialer Bewegungen, insbesondere von Frauen- und Jugendbewegungen, in globalen Entscheidungsgremien zu stärken. So sind wir auf die Konferenz in Santa Marta aufmerksam geworden – für viele Organisationen und Aktivist*innen fühlte sich das wie ein potenziell wichtiger politischer Moment an.

„Anders als bei vielen COPs waren die Regierungen, die normalerweise schärfere Maßnahmen in Bezug auf fossile Brennstoffe blockieren, weitgehend abwesend.“

Warum erschien Ihnen die TAFF-Konferenz politisch so wichtig?

Weil viele von uns seit Jahren vom COP-Prozess frustriert sind. Im Rahmen der UN-Klimakonvention werden fossile Brennstoffe immer noch selten direkt als Hauptursache der Klimakrise angesprochen. Jedes Jahr gibt es Verhandlungen und Erklärungen, aber nur sehr wenige konkrete Maßnahmen in Bezug auf fossile Brennstoffe selbst. Als Kolumbien und die Niederlande also eine separate Konferenz ankündigten, die sich speziell auf den Ausstieg aus fossilen Brennstoffen konzentrierte, begrüßten viele Aktivist*innen dies als etwas Neues, das direkt dieses zentrale Thema in den Fokus nimmt. Und die Tatsache, dass sich mehr als 50 Länder freiwillig zur Teilnahme entschlossen, war entscheidend. Das bedeutet, dass diese Länder zumindest bereit sind, diesen dringend notwendigen Wandel offen zu dis-

kutieren. Das hat die politische Atmosphäre im Vergleich zu vielen COP-Verhandlungen bereits verändert.

Wie haben Sie sich als Vertreterin der Zivilgesellschaft auf die Konferenz vorbereitet?

Unsere Arbeit begann lange vor der Konferenz selbst. Gemeinsam mit Frauenorganisationen und Jugendbewegungen organisierten wir Konsultationen und Diskussionen, um unsere eigenen Positionen und Forderungen zu entwickeln. Ein wichtiges Thema für uns war, dass Care-Arbeit als eine Säule jeder sozial gerechten ökologischen Wende anerkannt wird. Wir wollten Perspektiven in Bezug auf Gender, Care-Arbeit und Klimagerechtigkeit in den Prozess einbringen.

Der Beteiligungsprozess war ziemlich schwierig. Es gab fast täglich Versammlungen, branchenspezifische Dialoge, Konsultationen und parallele Treffen. Wenn man eine Veranstaltung verpasste, lief man manchmal Gefahr, bei einer anderen nicht vertreten zu sein. Viele empfanden das als anstrengend, insbesondere Aktivist*innen, die weite Strecken zurückgelegt hatten, um an der Konferenz teilzunehmen. Und ehrlich gesagt fühlte es sich manchmal überfordernd an. Zivilgesellschaftliche Gruppen wurden ständig um Erklärungen, Vorschläge und Beiträge gebeten. Aber am Ende fragten sich viele von uns immer noch, wie viel Einfluss diese Beiträge tatsächlich auf die Endergebnisse hatten.

Das Ziel der Konferenz war nicht, eine weitere Erklärung zu verfassen, sondern vielversprechende Lösungen und einen Prozess für deren Umsetzung zu entwickeln. Was halten Sie vom Ergebnis?

Ich hatte für einen so wichtigen historischen Moment etwas Ehrgeizigeres erwartet. Natürlich verstehe ich, dass es für Länder schwierig ist, sich auf konkrete Maßnahmen zu einigen. Aber nachdem mehr als 50 Länder zusammengebracht wurden, die bereit waren, direkt über fossile Brennstoffe zu diskutieren, hatte ich auf klarere politische Vorschläge gehofft. Stattdessen fühlen sich viele Dinge immer noch unklar an. Es ist die Rede von einer Roadmap, wissenschaftlichen Gremien und thematischen Arbeitsgruppen. Aber wir wissen immer noch nicht wirklich, wie das endgültige politische Ergebnis dieses Prozesses aussehen soll.

Was sind für Sie die größten offenen Fragen?

Für mich sind die zentralen Fragen: Wie genau sieht die Roadmap aus? Wozu verpflichten sich die Länder tatsächlich? Und wie wird die Umsetzung aussehen? Doch diese Fragen bleiben unbeantwortet. Und diese Ungewissheit sorgte auch bei einigen zivilgesellschaftlichen Gruppen für Frustration. Schließlich hatten wir enorm viel Zeit damit verbracht, Ideen einzubringen und an Konsultationen teilzunehmen.

Einige Beobachter*innen beschrieben Santa Marta als offener und kreativer als eine typische COP. Hat es sich für Sie ebenfalls anders angefühlt?

In gewisser Weise ja. Die teilnehmenden Länder diskutierten zumindest offen über fossile Brennstoffe, wissenschaftliche Erkenntnisse und Dekarbonisierung. Und anders als bei vielen COPs waren die Regierungen, die normalerweise schärfere Maßnahmen in Bezug auf fossile Brennstoffe blockieren, weitgehend abwesend. Das hat einige der Spannungen gemildert, die normalerweise bei Klimaverhandlungen entstehen. Gleichzeitig würde ich den Prozess nicht allzu sehr romantisieren. Im Hinblick auf die Beteiligung der Zivilgesellschaft fühlte es sich immer noch sehr strukturiert und in vielerlei Hinsicht eingeschränkt an. Es gab also Unterschiede, aber nicht unbedingt so radikale, wie von manchen beschrieben.

Haben Sie Spannungen zwischen Ländern des Globalen Nordens und des Globalen Südens bemerkt?

Nicht in derselben Weise wie während der COP-Verhandlungen. Da diese Konferenz im Grunde eine Einladung an Länder war, die bereits bereit waren, sich mit fossilen Brennstoffen auseinanderzusetzen, waren viele der üblichen geopolitischen Konflikte weniger sichtbar. Die Spannung, die mir eher auffiel, bestand eigentlich zwischen diesem Prozess und der UN-Klimarahmenkonvention selbst. Ich hatte den Eindruck, dass sich einige Leute innerhalb des UN-Systems fragten, wie dieser neue Prozess in die bestehende Klimapolitik passen könnte. Es schien die Sorge zu bestehen, dass sich die Klimapolitik bis zu einem gewissen Grad außerhalb der traditionellen COP-Strukturen bewegen könnte.

Haben Sie sich persönlich als Teil der Zivilgesellschaft noch vertreten gefühlt?

Bis zu einem gewissen Grad, ja. Vor der Konferenz organisierte die kolumbianische Regierung mehrere vorbereitende Aktivitäten, und einige Institutionen versuchten wirklich, mit sozialen Bewegungen in Kontakt zu treten. Ich wurde zum Beispiel eingeladen, an Diskussionen zu Gender- und Klimafragen mitzuwirken. Und während der Konferenz selbst spiegelten einige der offiziellen Beiträge der Zivilgesellschaft Forderungen wider, die feministische Bewegungen und Frauenbewegungen zuvor gemeinsam erarbeitet hatten. In diesem Sinne fühlte ich mich also vertreten. Zugleich kann ein kurzer Beitrag aber nicht alle Frauen und Bewegungen weltweit repräsentieren. Daher fühlte es sich natürlich immer noch unzureichend an.

Sind Sie trotz Ihrer Kritik noch immer der Meinung, dass diese Art von Konferenz sinnvoll ist?

Ja, auf jeden Fall. Ich halte sie gerade deshalb für wichtig, weil sie außerhalb der traditionellen UN-Klimaverhandlungen

stattfindet. Gleichzeitig wollen wir keinen weiteren endlosen multilateralen Prozess voller Erklärungen und Versprechen, aber ohne echte Umsetzung. Viele Menschen in der Zivilgesellschaft sind dieser Dynamik überdrüssig. Wir haben bereits die wissenschaftlichen Erkenntnisse. Wir wissen, dass Regierungen dringend handeln müssen. Die eigentliche Frage ist nun, ob die Länder tatsächlich bereit sind, von Diskussionen zur Umsetzung und zum strukturellen Wandel überzugehen.

Eine zweite TAFF-Konferenz ist für 2027 in Tuvalu geplant. Was wird darüber entscheiden, ob sie von Bedeutung sein wird?

Ich denke, Vertrauen wird entscheidend sein. Wenn es den Ländern gelingt, aus diesem Prozess konkrete Maßnahmen abzuleiten und sie umzusetzen, könnte er politisch wichtig werden. Wenn er sich aber einfach zu einem weiteren langsamen diplomatischen Prozess ohne greifbare Ergebnisse entwickelt, werden viele Menschen sehr schnell das Vertrauen verlieren. Die nächste Phase wird also entscheidend sein. Die Menschen beobachten genau, ob dies ein wirklich neuer politischer Raum wird – oder einfach nur ein weiterer Konferenzzyklus.

LINK

[Thompson, S. und van Cronenburg, F., 2026: Santa Marta explained: What happened at the first conference on transitioning away from fossil fuels. Sciences Po.](#)



XIOMARA ACEVEDO NAVARRO

ist eine kolumbianische Klimaaktivistin. Sie ist Gründerin der zivilgesellschaftlichen Organisation Barranquilla +20, die das Ziel verfolgt, Frauen und Jugendliche in Prozesse der Klimagerechtigkeit einzubeziehen.

xio.acevedo@gmail.com



Foto: picture alliance / ZUMAPRESS.com / Fabio Teixeira

Frauen protestieren im Dezember in Rio de Janeiro gegen Femizide.

GESCHLECHTSSPEZIFISCHE GEWALT

Wenn Frauen sich bewaffnen müssen, hat der Staat versagt

In Brasilien zeigen Rekordzahlen bei Frauenmorden, Gewalt in der Partnerschaft und Lücken im Schutzsystem, wie dringend Gewalt gegen Frauen bekämpft werden muss – und zwar weit über symbolische Gesten und formale Gesetze hinaus.

VON THUANY RODRIGUES

Jedes Jahr im März gibt es Reden, Blumen und öffentliche Ehrungen zum Internationalen Frauentag. Doch die Realität in Brasilien lässt sich nicht durch zeremonielle Gesten beschönigen. Laut der vom brasilianischen Senat veröffentlichten „Nationalen Karte geschlechtsspezifischer Gewalt“ wurden 2025 landesweit 1561 Femizide registriert – die höchste Zahl, seit dieses Verbrechen 2015 gesetzlich als solches eingestuft wurde. Diese Zahl entspricht fast vier getöteten Frauen pro Tag.

„Die Zulassung von Pfefferspray scheint eine Notmaßnahme zu sein, während strukturelle Schutzmaßnahmen nach wie vor nicht ausreichen.“

Nationale Daten zeigen, dass die meisten dieser Verbrechen in intimen Beziehungen begangen werden. Das brasilianische Forum für öffentliche Sicherheit berichtet, dass mehr als 70 % der Frauenmorde von aktuellen oder ehemaligen Partnern begangen werden. Viele dieser Morde finden zu Hause statt, und oft ist eine Vorgeschichte des Missbrauchs dokumentiert.

Das Ausmaß der Krise wird in regelmäßigen Abständen durch neue erschreckende Berichte deutlich. Ende Januar 2026 wurde ein 17-jähriges Mädchen in einer Wohnung in Copacabana, Rio de Janeiro, Opfer einer Gruppenvergewaltigung. Fünf junge Männer sollen daran beteiligt gewesen sein: vier Erwachsene – zwei 18-Jährige und zwei 19-Jährige – sowie ein 17-Jähriger, der als Ex-Freund des Opfers identifiziert wurde. Den Ermittlungen zufolge nutzte er ihre frühere Beziehung und ihr Vertrauen aus, um sie dazu zu bringen, sich in die Wohnung zu begeben. Die Verdächtigen haben sich gestellt, aber die Ermittlungen dauern noch an.

Im Februar wurde auf eine Frau mehr als 30 Mal eingestochen, nachdem sie die Annäherungsversuche eines Mannes zurückgewiesen hatte. Sie überlebte, lag jedoch zunächst im Koma. Nach dem Angriff kursierten in Brasilien auf TikTok Videos, in denen Männer Schaufensterpuppen schlugen und auf sie einstachen, begleitet von dem Slogan: „Trainieren für den Fall, dass sie ‚Nein‘ sagt.“ Im November 2025 wurde eine 31-Jährige in São Paulo von einem Bekannten überfahren und fast einen Kilometer weit mitgeschleift. Infolge ihrer Verletzungen verlor sie beide Beine

und starb Wochen später an Komplikationen. In einem weiteren Fall wurde eine 71-jährige Frau in einem Stadtbus in Rio de Janeiro vom Fahrer sexuell missbraucht.

Die Folgen reichen weit über die unmittelbaren Opfer hinaus. Zwischen 2021 und 2025 haben 660 Kinder im Bundesstaat Rio Grande do Sul ihre Mütter durch Femizid verloren – eine eindringliche Erinnerung an das generationenübergreifende Trauma, das durch geschlechtsspezifische Gewalt verursacht wird.

GESETZLICH GEREGLER VERKAUF VON PFEFFERSPRAY

Das brasilianische Recht sieht für Femizide Freiheitsstrafen von 20 bis 40 Jahren vor. Durch jüngste Gesetzesänderungen wurden die Schutzmaßnahmen ausgeweitet, darunter Waffenbeschränkungen, Kontaktverbote und die elektronische Überwachung der Täter. Dennoch gibt die Diskrepanz zwischen den gesetzlichen Bestimmungen und ihrer tatsächlichen Umsetzung weiterhin Anlass zur Sorge. Auf dem Papier darf sich der Täter dem Opfer nicht nähern. Praktisch läuft die Überwachung jedoch nicht immer konsequent ab, und Verstöße werden nicht immer direkt geahndet.

Dies hat wiederum zu Maßnahmen wie denen im Bundesstaat Rio de Janeiro geführt. Dort wurde kürzlich ein Gesetz verabschiedet, das den Verkauf von Pfefferspray in Apotheken speziell als Hilfsmittel für den persönlichen Schutz von Frauen erlaubt. Die Initiative wurde als Möglichkeit präsentiert, Frauen mehr Möglichkeiten zu bieten, sich im Alltag selbst zu verteidigen.

Dieses Gesetz zeigt jedoch auch einen beunruhigenden Widerspruch: Wenn Frauen sich bewaffnen müssen, um sich im öffentlichen Raum sicher zu fühlen, hat der institutionelle Schutz bereits versagt. Die Zulassung von Pfefferspray scheint eine Notmaßnahme zu sein, während strukturelle Schutzmaßnahmen nach wie vor nicht ausreichen.

GESCHLECHTSSPEZIFISCHE GEWALT ALS GLOBALE NOTLAGE

Internationale Organisationen stufen geschlechtsspezifische Gewalt als globale Notlage ein. Ein Forschungsbericht von UN Women schätzt, dass im Jahr 2024 rund 50.000 Frauen und Mädchen in ihrem häuslichen Umfeld getötet wurden – das sind etwa 60 % aller vorsätzlichen Tötungsdelikte an Frauen und Mädchen. Das bedeutet, dass durchschnittlich 137 Frauen und Mädchen täglich von Angehörigen ihrer eigenen Familie getötet werden.

Brasilien ist ein Paradebeispiel für diese globale Krise. Oft folgt auf eine formelle Anzeige ein Gerichtsverfahren mit eindeutigem Urteil, das die Täter zur Rechenschaft zieht. Auf

dem Papier ist der Schutz gegeben. In der Realität aber werden Gerichtsentscheidungen zu Femiziden nicht immer durchgesetzt. Nicht alle Täter werden wirksam elektronisch überwacht. Nicht alle Frauen erhalten durchgehend Unterstützung von Schutznetzwerken. Und nicht immer gibt es eine schnelle Reaktion, wenn ein Verstoß gemeldet wird.

„137 Frauen und Mädchen werden täglich von Angehörigen ihrer eigenen Familie getötet.“

Die Daten legen zudem nahe, dass geschlechtsspezifische Gewalt in Brasilien sehr oft nicht angezeigt wird. Eine von einem Konsortium aus drei Universitäten durchgeführte Studie ergab, dass bis zu 98,5 % der Fälle psychischer Gewalt, 75,9 % der Fälle körperlicher Gewalt und 89,4 % der Fälle sexueller Gewalt nicht richtig gemeldet werden – oft aus Angst

vor Vergeltung, emotionaler oder finanzieller Abhängigkeit vom Täter oder aus mangelndem Vertrauen in die Institutionen. Folglich bleiben viele Fälle verborgen, und die offiziellen Daten spiegeln nur einen Bruchteil der Realität wider.

All dies führt dazu, dass die Täter das Gefühl haben, straffrei zu bleiben. Wenn ein Täter davon ausgeht, dass die Strafverfolgung nachlässig ist, dass die Behörden nur zögerlich reagieren und dass das Opfer auf sich allein gestellt ist, sollte es sich überhaupt entschließen, die Straftat anzuzeigen, steigt das Risiko einer Wiederholung von Gewalt. Formelle Strafverfolgung bedeutet nicht automatisch greifbare Sicherheit. Genau in diesem Spannungsfeld zwischen Gesetzgebung und Umsetzung spielen sich viele Tragödien ab – nicht nur in brasilianischen Familien.



THUANANY RODRIGUES

ist eine brasilianische Journalistin.

thuananyrodrigues@gmail.com

Abonnieren Sie den E+Z-Newsletter!

Unser 14-tägiger Newsletter bringt Neuigkeiten, Analysen, vernachlässigte Stories und wichtige Termine der globalen entwicklungspolitischen Community direkt in Ihr Postfach. Abonnieren Sie in wenigen Schritten die deutsche Version oder die englische.



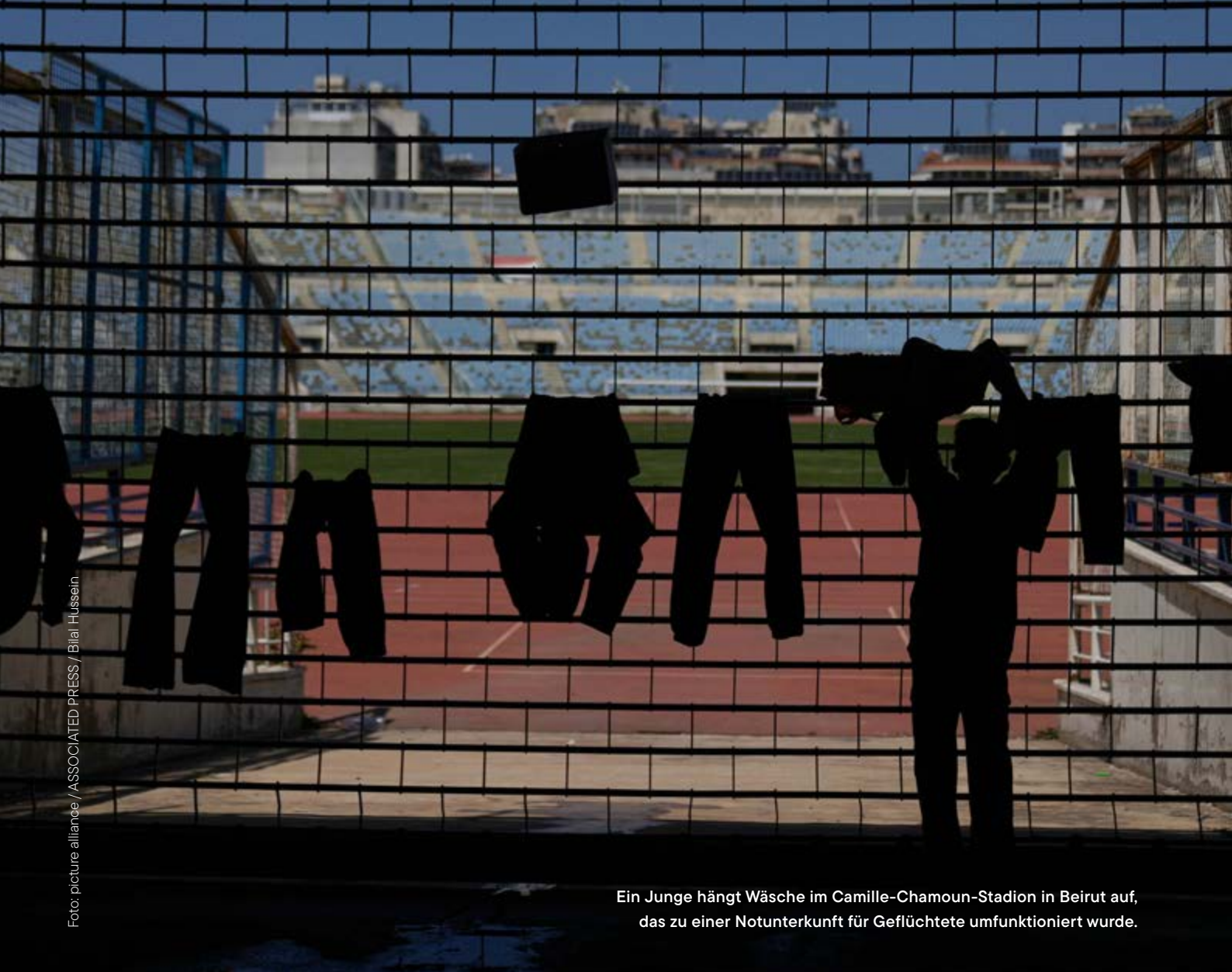


Foto: picture alliance / ASSOCIATED PRESS / Bilal Hussein

Ein Junge hängt Wäsche im Camille-Chamoun-Stadion in Beirut auf, das zu einer Notunterkunft für Geflüchtete umfunktioniert wurde.

KONFLIKT

Leben im vom Krieg zerrütteten Libanon: Zuflucht in einem Stadion

Das „Sports City“-Stadion in Beirut, einst Austragungsort für Fußballspiele und andere Veranstaltungen, beherbergt heute Vertriebene. Ihr Leben spiegelt sowohl das Ausmaß der humanitären Krise im Land als auch die Grenzen staatlicher Unterstützung wider.

VON ALI AWADEH

Ihren 67. Geburtstag hat Zeina Sarhan in einem Zelt gefeiert. Den Tag hat sie gemeinsam mit ihrer 60-jährigen Schwester Hosna in einer Unterkunft aus Plastikplanen im Camille-Chamoun-Sports-City-Stadion in Beirut verbracht. Hosna lebt seit 45 Jahren mit Zeina zusammen und bereitet ihren Morgenkaffee noch immer genauso zu wie früher zu Hause. Auch Nachbar*innen aus der benachbarten Zeltreihe sind vorbeigekommen und haben sich zu ihnen gesetzt. Kinder rannten über die Laufbahn und schlängelten sich zwischen Reihen von Feldbetten hindurch. In der Nähe der Eingänge verteilten Frauen Essen, das sie auf gemeinschaftlich genutzten Kochstellen zubereitet hatten.

„Fouad Ezzedine und sein Bruder Mohammed begannen zunächst damit, Spenden von Freund*innen zu sammeln, um Sandwiches für obdachlose Menschen zuzubereiten.“

Das Stadion, das normalerweise Platz für mehr als 49.500 Zuschauer*innen bietet, dient eigentlich als Austragungsort für Fußballspiele und nationale Veranstaltungen. Doch inzwischen hat es eine völlig neue Funktion übernommen und beherbergt rund 1500 Vertriebene. Als die israelischen Luftangriffe auf Libanon im Zuge der jüngsten Eskalation mit der libanesischen Schiitenmiliz Hisbollah begannen, wurde das Stadion zu einem Zufluchtsort für Familien aus dem Süden des Landes. Es ist eine von Hunderten von Gemeinschaftsunterkünften im ganzen Land, von denen viele überfüllt sind und nur unzureichende sanitäre Einrichtungen haben.

Zeina und Hosna Sarhan stammen aus Al-Duwair, einem Dorf im Süden Libanons. Ihr Familienhaus wurde bereits vor zwei Jahren während der israelischen Invasion zerstört. Danach zogen sie in ein kleines Haus, das ihr Vater Jahrzehnte zuvor gebaut hatte. Dort haben sie gemeinsam gelebt, bis die Kämpfe in diesem Jahr erneut aufflammten. Wieder vertrieben, verbrachten sie zunächst mehrere Nächte am Straßenrand, bevor sie schließlich das Stadion erreichten und dort Schutz fanden. „Hier wird für alles gesorgt, sogar für Medikamente“, sagt Zeina Sarhan. „Wir sind dankbar, aber es ist nicht unser Zuhause.“

Obwohl am 16. April eine Waffenruhe in Kraft getreten ist, gingen die israelischen Angriffe weiter. Bis Ende April wurden laut der staatlichen libanesischen Nachrichtenagentur 2576 Menschen getötet und 7962 verletzt.

EIN ZELT MIT FREMDEN TEILEN

Die beiden Schwestern gehören zu den mehr als 1,2 Millionen Vertriebenen im Libanon – das ist etwa ein Fünftel der Bevölkerung. Wie ihre Zukunft aussieht, wissen sie nicht. „Selbst wenn die Waffenruhe hält, können wir nicht in unser Dorf zurück. Es ist zu gefährlich“, sagt Zeina Sarhan.

Die 42-jährige Huda Zein El-Din stammt aus dem südlibanesischen Dorf Safad al-Battikh. Sie musste ein 250 Quadratmeter großes Haus mit Garten gegen ein Zelt eintauschen, das sie nun mit Fremden teilt. „Sie sind zu meiner Familie geworden, weil wir denselben Verlust teilen“, sagt sie. Nach Beginn der Waffenruhe kehrte sie kurz in ihr Dorf zurück, um Gold und Ersparnisse zu holen. Doch wenige Tage später zwangen neue israelische Drohungen sie erneut zur Flucht. An das Leben im Zelt habe sie sich nicht gewöhnt und wolle es auch nicht. Doch sie habe beschlossen, eine ihrer Zelt Nachbarinnen mitzunehmen, sobald sie irgendwo eine Wohnung finde.

Mohammed, ein junger Mann mit Autismus, wurde aus den südlichen Vororten Beiruts ebenfalls ins Stadion gebracht. Wiederholte Explosionen nur wenige hundert Meter entfernt haben ihn schwer belastet. Erst nach Wochen intensiver Unterstützung durch Sanitäter*innen und Mitarbeitende der Unterkunft hat er sich langsam an die Geräusche gewöhnt.

VIELE VERTRIEBENE HABEN KEIN EINKOMMEN

Für andere Bewohner*innen des Stadions besteht die größte Belastung in ihrer finanziellen Lage. Abu Ahmed Koudami, 60 Jahre alt, ist gemeinsam mit seinem Sohn aus dem südlichen Dorf Jouaiya gekommen, während seine Frau und Tochter bei seiner Schwägerin untergekommen sind. Die ersten Tage seien schwierig gewesen, berichtet er. Regen sei in die Zelte eingedrungen; die Nerven hätten blank gelegen. Später hätten sich die Bedingungen etwas verbessert.

„Wir kommen vom Land, in Beirut gibt es keine Arbeit für uns“, sagt Koudami. Die meisten Vertriebenen hätten keinerlei Einkommensquelle mehr. Viele hätten ihren Schmuck oder andere verbliebene Besitztümer verkauft, um über die Runden zu kommen. Die Flucht sei plötzlich gekommen, niemand sei darauf vorbereitet gewesen.

Naji Hammoud, der Leiter des Stadionkomplexes, erklärt, dass die Einrichtung derzeit erweitert werde, um weitere 1000 Menschen aufnehmen zu können. Die Regierung habe einen Bereich speziell für Menschen mit Behinderungen re-

serviert, mit barrierefreien Zugängen und Sanitäreinrichtungen. Außerdem sei das libanesische Rote Kreuz täglich vor Ort und versorge die Bewohner*innen medizinisch. „Die meisten Menschen sind trotz der Waffenruhe geblieben, weil sie nirgendwo anders hin können“, sagt er. „Viele Familien fürchten, dass der Krieg jederzeit zurückkehren könnte.“

VERHEERENDE ISRAELISCHE LUFTANGRIFFE

Ende April listete die staatliche Katastrophenschutzbehörde 626 offizielle Unterkünfte mit insgesamt 119.623 Vertriebenen auf. „Die übrigen 85 Prozent leben in Mietwohnungen oder bei Verwandten, oft unter prekären Bedingungen“, sagt Nasser Yassine vom Arab Center for Research and Policy Studies.

Ein Bericht des UN-Büros für die Koordinierung humanitärer Angelegenheiten (OCHA) kommt zu dem Ergebnis, dass seit dem 2. März mehr als 1400 Gebäude zerstört wurden. Besonders schwerwiegend war der Angriff auf die Qasimiyeh-Brücke, eine zentrale Verbindung zwischen dem Süden und dem Rest des Landes. Ihre Zerstörung erschwerte humanitäre Hilfsmaßnahmen in den Gebieten südlich des Litani-Flusses erheblich. Zudem wurden bis Mitte Mai 161 Angriffe auf Gesundheitseinrichtungen registriert, bei denen 110 Beschäftigte im Gesundheitswesen getötet und 252 verletzt wurden.



SCHULEN WERDEN ZU NOTUNTERKÜNFTE

Nach Angaben des UNHCR befinden sich unter den Vertriebenen mehr als 390.000 Kinder. Das Bildungsministerium versucht zwar, Präsenzunterricht und Fernunterricht zu kombinieren, doch laut Save the Children waren 2024 fast 500 Schulen in Notunterkünfte umgewandelt worden – was darauf hindeutet, dass diese Maßnahmen nur begrenzte Wirkung haben.

Sozialministerin Haneen Sayed erklärte Ende März der Presse, dass internationale Hilfe lediglich rund 30 % des Bedarfs in Libanon decke. Während des Krieges 2024, der etwas mehr als zwei Monate dauerte, hätten die UN rund 700 Millionen Dollar mobilisiert, um die humanitären Folgen zu bewältigen. Für den neuen Krieg, der inzwischen in den zweiten Monat gehe, seien bislang jedoch nur 30 Millionen Dollar eingegangen. Weitere 60 Millionen Dollar seien von Geberländern zugesagt worden.

Das Libanese Institute for Market Studies schätzt die direkten und indirekten wirtschaftlichen Schäden des Krieges bis Ende April auf mindestens 5 Milliarden Dollar. Die Zahlen gelten jedoch als vorläufig. Weite Teile des Südens stehen nach wie vor unter israelischer Kontrolle, und das volle Ausmaß der Zerstörungen, Sprengungen und der anhaltenden Angriffe dort muss noch ermittelt werden.

ZIVILGESELLSCHAFT VERTEILT MAHLZEITEN

Die Zivilgesellschaft versucht, zumindest einen Teil der Versorgungslücken zu schließen. Das Kulturzentrum Barzakh in Hamra hat beispielsweise sein Kulturprogramm ausgesetzt und begonnen, täglich 2000 Mahlzeiten für Vertriebene zuzubereiten. Möglich wurde das durch Freiwillige und private Spenden.

Das Modell verbreitete sich rasch im ganzen Land. Fouad Ezzedine, 28 Jahre alt, und sein Bruder Mohammed, 25 Jahre alt, begannen zunächst damit, Spenden von Freund*innen zu sammeln, um Sandwiches für obdachlose Menschen zuzubereiten. Innerhalb weniger Wochen verteilte ihre Initiative Hunderte Mahlzeiten pro Tag, wobei einige Geschäfte kostenlos Lebensmittel zur Verfügung stellten. „Wir konnten Dutzenden Familien helfen“, sagt Fouad Ezzedine. „Warum schafft der Staat das nicht im großen Maßstab?“

Auch Nimr Al-Hajj Hassan, 45 Jahre alt, hat die Krise zu seiner Aufgabe gemacht. Er fuhr hin und her zwischen Tyros und den südlichen Dörfern und später zwischen Beirut und dem Süden, um Habseligkeiten für Familien abzuholen, die zu überstürzt geflohen waren, um ihre Sachen mitzunehmen. Mit der Zeit erhielt er immer mehr Anfragen.

Er hat Kühlschränke ausgeräumt, Türen verschlossen und Schlösser gewechselt. „Manchmal dachte ich, ich würde nicht zurückkommen“, sagt er und bezieht sich dabei auf Drohnen am Himmel und Angriffe in der Nähe.

BLEIBEN ALS FORM DES WIDERSTANDS

Wie viele Menschen noch im Süden Libanons sind, ist schwer zu sagen. Anfang Mai waren es jedoch weiterhin einige. Manche konnten sich die Mieten anderswo nicht leisten.

Andere wollten ihr Land nicht verlassen. Hassan aus Toul, der seinen Nachnamen nicht nennen möchte, blieb sogar dort, nachdem eine Granate das Nachbarhaus getroffen hatte. Zu Beginn des Krieges hatte er Lebensmittel für drei Monate für sich, seine Frau und seine 27-jährige Tochter eingelagert. „Wenn wir gehen, wer kümmert sich dann um das Dorf?“, fragt er.

Je leerer die Nachbarschaft wurde, desto wichtiger wurde seine Rolle. Hassan hat beschädigte Häuser kontrolliert, aufgebrochene Türen gesichert und sich um streunende Hunde und Katzen gekümmert, die zurückgelassen worden waren. Sanitäter*innen haben derweil immer Kontakt zu ihm gehalten und ihn unterstützt, wo sie konnten. „Was ich tue, ist eine Form des Widerstands“, sagt er. Seine Präsenz versteht er als Unterstützung für jene Familien, die ebenfalls geblieben sind.

Einer von ihnen ist der 66-jährige Ali Moussa. Wegen gesundheitlicher Probleme musste er jedoch immer wieder medizinische Zentren aufsuchen. Sowohl er als auch seine Mutter sind auf Medikamente gegen Bluthochdruck beziehungsweise Diabetes angewiesen. Staatliche Gesundheitszentren, die Patient*innen mit chronischen Krankheiten kostenlos versorgen, hätten ihnen geholfen, zurechtzukommen, sagt er.

Noch heute stecken Splitter aus dem Bürgerkrieg zwischen 1975 und 1990 in seinem Körper. 1980 starben Freund*innen direkt neben ihm durch eine Granate. „Ich spüre das bis heute“, sagt er. „Ich habe so viele Menschen begraben, dass ich sie nicht mehr an meinen Fingern abzählen kann. Und ich habe genug Kriege erlebt, um zu wissen, dass danach selten Frieden kommt.“

Dieser Beitrag wurde in Zusammenarbeit mit Egab veröffentlicht.



ALI AWADEH

ist libanesischer Journalist mit Schwerpunkt auf Politik-, Umwelt- und Menschenrechtsthemen.

aliawadah84@gmail.com

IMPRESSUM

E+Z ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT

67. Jg. 2026

Die Zeitschrift erscheint auf Englisch als

D+C Development and Cooperation.

Website: dandc.eu

ISSN 2366-7249

Diese Digitale Monatsausgabe wurde am 28. Mai 2026 fertiggestellt.

E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung finanziert und von ENGAGEMENT GLOBAL herausgegeben. Zeitschrift und Website sind nicht als Regierungssprachrohr konzipiert, sondern sollen ein kontroverses Diskussionsforum für Politik, Praxis, Wissenschaft und Zivilgesellschaft auf internationaler Ebene schaffen. D+C Development and Cooperation ist der inhaltsgleiche englischsprachige Zwilling.

Wer sich an der Debatte beteiligen will, ist dazu herzlich eingeladen.

Die Redaktion bittet, keine Beiträge unverlangt einzusenden, sondern Themenvorschläge zu machen. Wir bearbeiten Manuskripte nach journalistischen Kriterien und lassen die Beitragenden die redigierten Texte vor Veröffentlichung freigeben. Entsprechend bitten wir auch unsere Interviewpartner*innen, den redigierten und gestrafften Wortlaut, den wir veröffentlichen, zu autorisieren.

ENGAGEMENT GLOBAL gGmbH

Service für Entwicklungsinitiativen

Friedrich-Ebert-Allee 40

53113 Bonn

Tel.: (02 28) 2 07 17-0; Fax: (02 28) 2 07 17-150

engagement-global.de

BEIRAT:

Prof. Dr. Dr. h.c. Kai Ambos, Selmin Çalışkan, Prof. Dr. Anna-Katharina Hornidge,

Prof. Dr. Katharina Michaelowa, Bruno Wenn

VERLAG:

Fazit Communication GmbH

Geschäftsführer: Jonas Grashey, Hannes Ludwig

ANSCHRIFT VON VERLAG UND REDAKTION:

Pariser Straße 1, D-60486 Frankfurt am Main

Zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

REDAKTION:

Eva-Maria Verfürth (EMV, Chefredakteurin, inhaltlich verantwortlich),

Dr. Katharina Wilhelm Otieno (KO, Redakteurin), Jörg Döbereiner

(JD, CvD), Maren van Treel (MVT, Social-Media-Redakteurin),

Dagmar Wolf (DW, Assistentin)

Freiberufliche Mitarbeit: Leon Kirschgens (LKI, Kolumne Heutzutage), Roli

Mahajan, Lucknow (RM), Alba Nakuwa, Juja (AN), Ronald Ssegujja Ssekandi,

Kampala (RSS), Eleonore von Bothmer (Übersetzung)

Tel. (0 69) 75 91-31 10

euz.editor@dandc.eu

Mitteilung gemäß § 5 Absatz 2 Hessisches Gesetz über Freiheit und Recht der

Presse: Gesellschafter des Unternehmens ist die FAZIT-Stiftung.

DESIGN:

Anabell Krebs, Charlotte Rother

Die vollständige oder auszugsweise Weiterverwendung der in E+Z Entwicklung und Zusammenarbeit und D+C Development and Cooperation veröffentlichten Textbeiträge in anderen Medien ist mit Angabe der Quelle gestattet, sofern der E+Z/D+C-Redaktion zwei Belegexemplare beziehungsweise die Links zu den jeweiligen Websites zugestellt werden. Diese pauschale Genehmigung gilt nicht für die von uns verwendeten Bilder, Landkarten und sonstige Beiträge, bei denen das Copyright bei der Veröffentlichung separat und ausdrücklich vermerkt wird.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Falle die Meinung von Herausgeber und Redaktion dar.

Die in E+Z-Veröffentlichungen verwendeten Bezeichnungen und Karten bedeuten keine Meinungsäußerung von E+Z hinsichtlich des rechtlichen Status von Ländern, Gebieten oder Regionen, von Grenzziehungen oder behördlichen Zuständigkeiten.



Foto: picture alliance/ZUMAPRESS.com/Daniel Alföldi

Anhänger*innen des ungarischen Oppositionsführers Peter Magyar bei der Gedenkfeier zur ungarischen Revolution von 1956 in Budapest im November 2025.

DEMOKRATIEINDEX

Der Weg in die Autokratie ist umkehrbar

Mit dem Aufstieg Chinas, der Wiederwahl Donald Trumps und der gefestigten Herrschaft Vladimir Putins scheint die Welt ein neues autoritäres Zeitalter zu erleben. Tatsächlich beobachten Forschungsinstitute, dass die Autokratisierung weltweit voranschreitet. Dennoch wäre es voreilig, die Demokratie abzuschreiben.

VON MARIUS MONIAK

Die US-Organisation Freedom House warnt in ihrem „Freedom in the World“-Bericht 2026 vor einem „Growing Shadow of Autocracy“, und laut dem Göttinger Demokratieforschungsprojekt V-Dem leben heute 74 % der Weltbevölkerung in autokratischen Systemen. Nur noch ein kleiner Teil von rund sieben Prozent lebt in liberalen Demokratien.

„Laut V-Dem leben heute
74 % der Weltbevölkerung
in autokratischen
Systemen. Nur noch ein
kleiner Teil von rund
sieben Prozent lebt in
liberalen Demokratien.“

Militärputsche in Burkina Faso und Niger, autoritäre Umbauten in Georgien und El Salvador sowie einbrechende Demokratiewerte in den USA seit Donald Trumps zweiter Amtszeit tragen zu dieser Entwicklung bei. Auch Indien gilt längst nicht mehr als größte Demokratie der Welt, sondern wird im V-Dem-Bericht als „Wahlautokratie“ eingeordnet.

Der Bertelsmann Transformation Index (BTI) 2026 zählt inzwischen 52 Staaten zu den harten Autokratien, in denen Grundrechte systematisch eingeschränkt werden.

AUTOKRATIEN SIND AUF DEM VORMARSCH, DOCH AUCH DER WIDERSTAND WÄCHST

Doch während sich neue Autokratien herausbilden und festigen, stehen immer mehr autokratische Regierungen breitem Widerstand aus der eigenen Bevölkerung gegenüber. Gerade im Globalen Süden und in Osteuropa haben sich in den letzten Jahren neue politische Bewegungen formiert.

In Sri Lanka trugen Massenproteste gegen Misswirtschaft und Korruption später zu Neuwahlen und einem demokratischen Machtwechsel bei. In Bangladesch brachten Studentenproteste 2024 trotz massiver Repressionen einen Regierungswechsel mit Neuwahlen 2026 hervor. Auch in Nepal und der Mongolei mobilisierten junge Protestbewegungen gegen Korruption und autoritäre Tendenzen und erreichten weitreichende politische Veränderungen. International bekannt wurden die Proteste als sogenannte „GenZ-Proteste“. Jüngst führte eine breite politische Bewe-

gung in Ungarn einen Regierungswechsel herbei, der noch vor wenigen Jahren in Viktor Orbans „Wahlautokratie“ – wie V-Dem das Land einordnete – unmöglich erschien.

DER MYTHOS DER EFFIZIENTEN AUTOKRATIE WIRD WIDERLEGT

Die Proteste richten sich gegen Korruption, schlechte Regierungsführung, staatliche Willkür, Ungleichheit und Ressourcenverschwendung. Während sich Autokratien in der Außendarstellung als effizient und stark präsentierten, erlebten viele Bewohner*innen von Autokratien das Gegenteil und zeigten ihren Unmut, so der BTI 2026.

In Serbien stürzte im November 2024 das Dach des Bahnhofs Novi Sad ein, 15 Menschen starben. Der Bahnhof war nach Umbaumaßnahmen erst vier Monate vorher wiedereröffnet worden. Anschließend gingen mehr als 100.000 Menschen für Demokratie und gegen Machtmissbrauch und Korruption der autoritären Regierung auf die Straße. Die Antiregierungsproteste dauern seither an und gelten als Teil der „GenZ-Proteste“.

Mit dem Aufstieg Chinas entwickelte sich die Vorstellung, dass Autokratien mit mehr Effizienz regieren würden als Demokratien. Der BTI 2026 widerlegt diesen Mythos: China steht in Sachen Gestaltungsfähigkeit und Ressourceneffizienz im Ranking hinter den allermeisten Demokratien. Unter den Staaten des Globalen Südens und Osteuropas landet China auf Platz 25 (Gestaltungsfähigkeit) bzw. Platz 29 (Ressourceneffizienz) und damit hinter der Republik Moldau, Botswana und der Ukraine. In Europa werden in Sachen Ressourceneffizienz nur Bosnien, Belarus und Russland schlechter als Serbien bewertet. Singapur, die Vereinigten Arabischen Emirate und Katar sind im BTI 2026 die einzigen Autokratien, die bei den genannten Kriterien mit den meisten Demokratien mithalten können.

In Autokratien wird Loyalität in Patronage-Netzwerken belohnt und nicht die Effizienz und Wirksamkeit politischer Vorhaben, erklärt der BTI. Das führe zu Korruption, Ungleichheit, Inkompetenz und grassierendem Missmanagement – verbunden mit teilweise katastrophalen Folgen für die Gesellschaft. Mit den „GenZ-Protesten“ macht die Bevölkerung auf die Missstände aufmerksam und fordert Veränderung und Regierungswechsel.

MASSENBEWEGUNGEN TROTZEN MASSIVER REPRESSION

Viele autokratische Regierungen reagieren mit schwerwiegenden Repressionen von Social-Media-Verboten bis hin zu Schusswaffeneinsatz und Gewalt gegen Protestierende. Nicht wenige Staaten setzten sich damit durch. Die gewaltreichste Repression erlitt die Antiregierungsbewegung in Iran im Janu-

ar 2026. Innerhalb weniger Tage wurden Schätzungen zufolge mehrere zehntausend Menschen getötet und weitere Zehntausende verhaftet. Es waren die tödlichsten Repressionen weltweit seit dem sogenannten Rabaa-Massaker an Anhänger*innen der Muslimbruderschaft in Ägypten 2013 und seit der Niederschlagung des Arabischen Frühlings durch Militär und Geheimdienste in Syrien 2011/2012.

Dagegen brachten die Antiautokratie-Proteste in Nepal, Sri Lanka und Bangladesch – trotz Repressionen mit insgesamt mehreren hundert Toten – Übergangsregierungen hervor, die demokratische Wahlen organisieren konnten. In Staaten wie Ungarn und Polen wurden – in einem Bündnis aus politischer Opposition und breiter Massenbewegung – Wahlen gegen die amtierende Regierung gewonnen, obwohl die Ausübung von Pressefreiheit und die Freiheit der Justiz bereits über Jahre eingeschränkt worden waren.

Die Beispiele zeigen, dass selbst langjährige Autokratisierungsprozesse Widerstand nicht unmöglich machen. In Staaten wie Serbien, Georgien, Kenia, Peru und Indonesien halten Proteste trotz voranschreitender Autokratisierung an.

Die internationale Aufmerksamkeit konzentriert sich derzeit noch auf die Präsenz autokratischer Akteure wie Trump, Putin und Xi Jinping. Weniger Beachtung findet dagegen, dass gleichzeitig Massenbewegungen gegen autokratische Herrschaft weltweit eine Wiederauferstehung feiern, wie der BTI 2026 verdeutlicht. Im Schatten der Autokratisierung hat sich Widerstand in einer Vielzahl von Weltregionen gebildet.



MARIUS MONIAK

studiert Medizin und Friedens- und Konfliktforschung in Frankfurt am Main. Er hat diesen Text im Rahmen eines Praktikums bei E+Z verfasst.

euz.editor@dandc.eu



Folgen Sie uns auf LinkedIn!

Wir kommentieren auf LinkedIn das aktuelle Geschehen und weisen auf wichtige neue Inhalte unserer Website www.dandc.eu hin.





Straßenmärkte in Senegal sind riesig und kaum reguliert: Die jungen Wähler*innen der neuen Regierung sind vor allem im informellen Sektor tätig.

WESTAFRIKA

Weshalb Senegal als Vorbild dienen kann

Trotz der aktuellen Regierungskrise hat Senegal in den letzten Jahren bewiesen, dass Demokratie und gesellschaftliche Stabilität auch in einer volatilen Region florieren können. Einblicke in die politische Landschaft, die nationale Sicherheit und die Zivilgesellschaft zeigen, was Senegal im Vergleich zu seinen Nachbarn anders macht.

VON JANNIS DÜNGEMANN

Die Sicherheitslage im Umfeld Senegals ist seit einiger Zeit äußerst angespannt. Im östlich angrenzenden Mali kontrollieren dschihadistische Gruppen große Teile des Landes. Das nördlich gelegene Mauretanien ist zwar stabiler, seine Wüste gilt jedoch als Transferzone für die in Mali ansässigen Gruppen. In südlicher Richtung liegen Liberia und Guinea, die durch internationalen Drogenhandel und vergangene Bürgerkriege destabilisiert sind. Weiter östlich gelegene Länder wie Burkina Faso und Nigeria sind ebenfalls stark destabilisiert aufgrund von Konflikten zwischen extremistischen Gruppen untereinander und mit den jeweiligen Regierungen.

Demokratisch gewählte Regierungen sind in der Region selten. Seit 2020 gab es mehrere aufeinanderfolgende Putsch: zwei in Mali 2020, in Guinea und Sudan 2021, zwei in Burkina Faso 2022 und in Niger und Gabun im Jahr 2023.

Saliou Ngom, Oberst der senegalesischen Armee und Vizepräsident der Kommission für Militärgeschichte, sieht diese angespannte Nachbarschaft als größte Bedrohung für die nationale Sicherheit Senegals. Aktuell liege der Fokus der Streitkräfte vor allem auf der Grenzsicherung. Doch Senegal sichert sein Territorium nicht nur an der ei-

genen Grenze, sondern auch global, was sich vor allem in der hohen Beteiligung an internationalen Missionen zeigt. Im vergangenen Jahr rangierte das Land auf Platz 14 der weltweiten UN-Truppensteller. Ngom hält die internationale Kooperation für sinnvoll. Er ist der Meinung, Terrorismus lasse sich nicht allein bekämpfen.

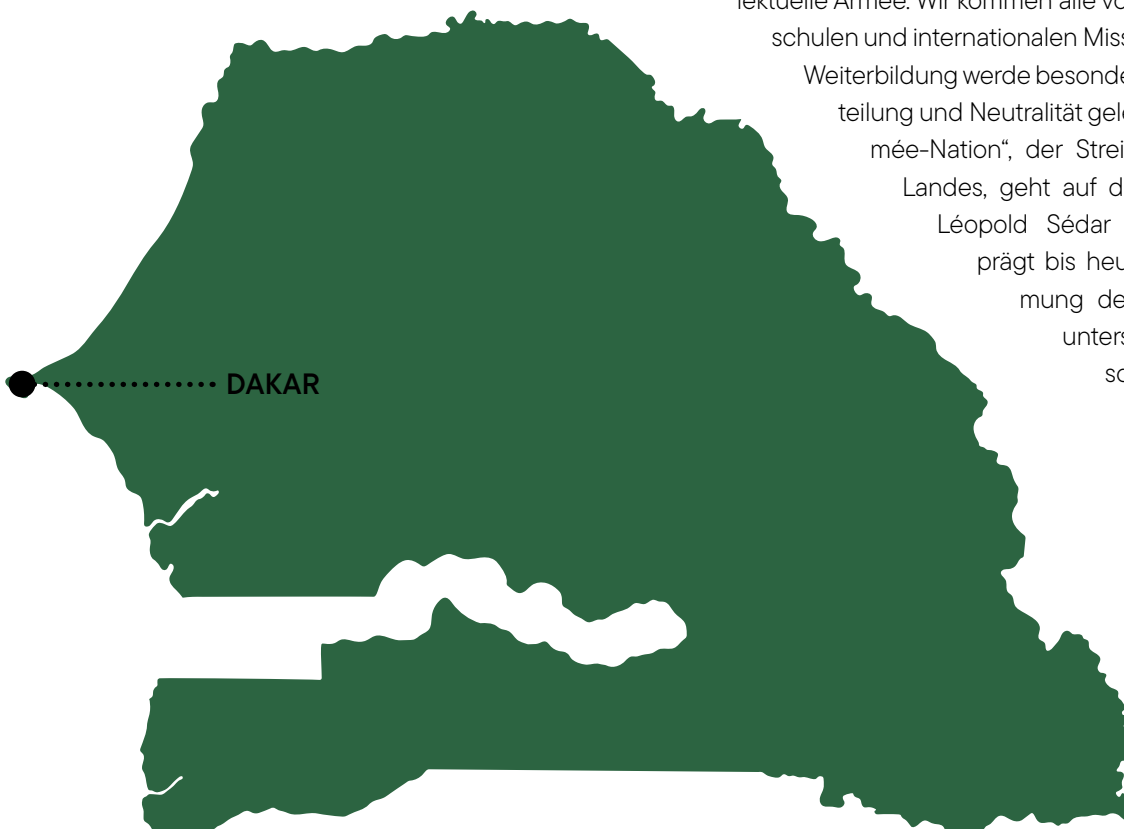
Dass Senegal über die Kapazitäten verfügt, im Ausland gegen den Terror zu kämpfen, impliziert eine relativ stabile innere Gesellschaft, die deutlich weniger durch Extremismus gefährdet ist als in anderen Staaten. Doch was unterscheidet das Land in dieser Hinsicht von seinen Nachbarn?

DIE STARKE ZIVILGESELLSCHAFT UND DIE „INTELLEKTUELLE ARMEE“

Senegal hat eine starke Zivilgesellschaft, die religiös vor allem durch die Sufi-Orden geprägt ist. Diese islamischen Orden sind Zusammenschlüsse von Gläubigen, die oft durch Netzwerke verbunden und in der Gesellschaft durch Beteiligung an Bildung und Wirtschaft aktiv sind. Führer der jeweiligen Orden nehmen bei Konflikten meist zentrale Vermittlerrollen ein. Über 95 % der Bevölkerung folgt dieser zwar konservativen, aber gleichzeitig sehr toleranten Auslegung des Islams. Weil die Sufi-Orden die Gesellschaft dominieren, konnte der Dschihadismus bisher kaum Fuß fassen.

Auf die Frage, was Senegal von seinen Nachbarländern unterscheidet, betont Oberst Ngom vor allem die Ausbildung der Soldat*innen: „Die senegalesische Armee ist eine intellektuelle Armee. Wir kommen alle von Universitäten, Militärschulen und internationalen Missionen.“ In der Aus- und Weiterbildung werde besonderer Wert auf Gewaltenteilung und Neutralität gelegt. Das Prinzip der „Armée-Nation“, der Streitkräfte als Diener des Landes, geht auf den ersten Präsidenten Léopold Sédar Senghor zurück und prägt bis heute die Selbstwahrnehmung des Militärs. Laut Ngom unterstützt das senegalesische Militär in erster Linie die demokratischen Institutionen und kommt gänzlich ohne eigenen Machtanspruch aus.

SENEGAL



„Die Wahl der Faye-Regierung war eine klare Absage an die französische Einflusspolitik.“

DAS WAHLJAHR 2024 – BEWÄHRUNGSPROBE FÜR INSTITUTIONEN

Die Stabilität des Landes bewährte sich bei der Präsidentschaftswahl im Jahr 2024. Der damalige langjährige Präsident Macky Sall kündigte weniger als drei Wochen vor den Präsidentschaftswahlen ihre Verschiebung auf unbestimmte Zeit an. Sall begründete dies mit Streitigkeiten über den Wahlprozess. Dieser Schritt wurde von der Zivilgesellschaft und internationalen Beobachtenden als Versuch gewertet, Salls Amtszeit über das verfassungsmäßige Ende hinaus zu verlängern.

In einem für Westafrika bis dahin historisch beispiellosen Urteil erklärte der senegalesische Verfassungsrat die Entscheidung des Präsidenten jedoch für verfassungswidrig und zwang die Exekutive zur Festlegung eines neuen Wahltermins. Der darauffolgende Erdrutschsieg des bis kurz vor der Wahl inhaftierten Oppositionsführers Bassirou Diomaye Faye betonte den Wählerwunsch nach einem Paradigmenwechsel in der senegalesischen Politik. Denn die neue Administration warb im Wahlkampf mit einer linksgerichteten, panafrikanischen und auf Souveränität ausgerichteten Agenda.

BARCELONA ODER DER TOD

„Souveränität“ ist laut Oberst Ngom auch die Bezeichnung einer aktuellen Marineoperation der senegalesischen Streitkräfte. Denn ein großes Problem für Senegal und andere Küstenstaaten in Westafrika ist die Ausbeutung der Gewässer durch die internationale Hochseefischerei, insbesondere durch europäische, russische und chinesische Fischereiflotten. Diese Flotten, die teils durchaus legal auf Basis offizieller Partnerschaftsabkommen, oft aber auch verschleiert und meistens hochgradig umweltschädlich agieren, dezimieren die Fischbestände und zerstören sowohl die lokale Fischerei als auch komplette Ökosysteme.

Mehr als die Hälfte der Fischpopulationen Senegals steht vor dem Kollaps; ökologische Kettenreaktionen drohen. Die Preise für Fisch sind im Land raketenhaft angestiegen; die Kosten für eine Kiste Sardinen haben sich teilweise verzehnfacht. In Senegal werden 70 % des tierischen Eiweißbedarfs durch Fisch abgedeckt. Ebenso bedeutend

sind die Arbeitsplätze: Rund 2 Millionen Menschen arbeiten direkt oder indirekt im Fischereigewerbe. Die Folgen für die Ernährungs- und Einkommenssicherheit in Senegal sind daher gravierend und eine Hauptursache für illegale Migration nach Europa. In den Fischerdörfern ist das Motto „Barça ou Barsakh“ – (Migration nach) Barcelona oder der Tod – allgegenwärtig.

Bei der Bekämpfung der negativen Konsequenzen der Überfischung hat die neue Regierung ebenfalls eine Kehrtwende gegenüber der vorigen vollzogen und weitreichende Reformen durchgesetzt. Darunter fallen die Offenlegung aller vergebenen Fischereilizenzen und die verstärkte Überwachung der eigenen Wirtschaftszone durch die Marine. Gleichzeitig lief im November 2024 ein Fischereiabkommen mit der EU aus, das von beiden Seiten als unvorteilhaft angesehen wurde. Senegal warf den europäischen Fangflotten vor, ein Vielfaches der erlaubten Menge zu entnehmen, während die EU bemängelte, Senegal gehe nicht entschlossen genug gegen illegale und unregulierte Fischerei, vor allem durch asiatische Trawler, vor.

FRANKREICH ALS „BAD GUY“

Echte Souveränität ist nicht nur in den eigenen Gewässern ein zentrales Anliegen für die neue Regierung. Senegal blickt auf eine lange und grausame Kolonialzeit zurück. Die französische Kolonialisierung Senegals begann im 17. Jahrhundert mit der Errichtung von Küstenstützpunkten, die primär dem Sklavenhandel dienten. Mit Ausnahme weniger Stadtgebiete unterlag der Großteil der Bevölkerung bis zur Unabhängigkeit 1960 strenger kolonialer Unterdrückung.

Als Vizepräsident der Militärkommission für Geschichte beschäftigt sich Oberst Ngom besonders mit den Verbrechen der französischen Kolonialmacht während des Zweiten Weltkriegs. „Ich fokussiere mich immer auf Frankreich, nicht auf andere europäische Länder. Frankreich ist der Bad Guy“, sagt er. Auch nach der offiziellen Unabhängigkeit im Jahr 1960 blieb Senegal durch französische postkoloniale Machtstrukturen stark beeinflusst. „Wir waren nie unabhängig“, sagt Ngom. „Jetzt wollen wir es werden.“

Tatsächlich hat Frankreich seinen Einfluss in Senegal durch eine Politik der engen Bindung aufrechterhalten. Frankreich behält Militärbasen im Land und griff bei Bedarf ein. Das französische Modell prägte Verwaltung und Justiz. Wirtschaftlich manifestiert sich dieser Einfluss bis heute vor allem durch den an den Euro gekoppelten CFA-Franc als Währung sowie durch die Präsenz französischer Konzerne in Schlüsselsektoren wie Telekommunikation, Bau und Infrastruktur.

Preisschocks macht. Hinzu kommen hohe Energiekosten und ein riesiger informeller Sektor, der kaum Steuereinnahmen generiert.

Trotz alledem befindet sich das Land in einem politischen Aufbruch und zeigt vielversprechendes Potenzial, eine Musterrolle afrikanischer Souveränität einzunehmen. Der Erwartungsdruck insbesondere der jungen Bevölkerung, die primär für Faye gestimmt hat, ist riesig.

„Wirtschaftlich stagniert das Land vor allem aufgrund einer mangelnden Industrialisierung.“

Die Wahl der Faye-Regierung war eine klare Absage an die französische Einflusspolitik – mit direkten Konsequenzen. Im vergangenen Jahr zog Frankreich die letzten französischen Soldat*innen aus dem Land ab.

Bei der Frage, ob Senegal sich in Zukunft, wie viele Nachbarstaaten, Akteuren wie Russland und China zuwenden könnte, möchte sich Ngom nicht festlegen. Er betont jedoch die eigenständige Entscheidung über internationale Kooperation: „Wir haben die Freiheit zu sagen: Das ist unser Partner. Wir können unsere Partner selbst wählen. Besonders mit der neuen Administration im Land steht Souveränität an erster Stelle.“

GROSSE AMBITIONEN, GROSSE HINDERNISSE

Diese ambitionierte Version nationaler Souveränität stößt jedoch auf massive strukturelle und finanzielle Hindernisse. Während die Regierung die Kontrolle über Rohstoffe zurückgewinnen und die Abhängigkeit vom Ausland verringern will, wird ihr Spielraum durch eine hohe Schuldenlast der Vorgängerregierung (die diese nicht offengelegt hatte), den Druck internationaler Geldgeber und die Abhängigkeit von multinationalen Abkommen stark eingeschränkt. Auch Korruption ist in vielen Bereichen weiter äußerst verbreitet und ein Hindernis für fairen Wettbewerb, Planungssicherheit und unabhängige Ämter.

Wirtschaftlich stagniert das Land vor allem aufgrund einer mangelnden Industrialisierung: Senegal exportiert billige Rohstoffe und importiert teure Fertigwaren sowie Grundnahrungsmittel, was das Land anfällig für globale



JANNIS DÜNGEMANN

ist Politikwissenschaftler und freier Autor mit Fokus auf internationale Themen.

jannisduengemann@yahoo.de

ALPHABETISIERUNG

Bessere frühkindliche Bildung für Sambias Zukunft

Das Bildungssystem in Sambia hat zwar deutliche Fortschritte gemacht, allerdings mangelt es an Angeboten zur frühkindlichen Bildung. Vor allem wäre es wichtig, Erziehungsberechtigte dazu zu befähigen, die Kinder schon zu Hause für das Lesen und Schreiben zu begeistern.

VON DIANA SAKALA



Foto: Credit: picture alliance / PIXSELL / Emica Elvedj

Damit Kinder in der Grundschule mitkommen, ist Vorschulbildung unerlässlich.

In ihren ersten Tagen in der Schule war Chanda hellauf begeistert, wie so viele Schulanfänger*innen: Sie hielt zum ersten Mal einen Bleistift in der Hand, durfte eine neue Umgebung kennenlernen und neue Freundschaften schließen. Eine neue Welt öffnete sich ihr in ihrer ländlichen Schule im Bezirk Nakonde im Norden Sambias.

Doch bald wich Chandas Optimismus einer großen Unsicherheit: Sie merkte, dass sie sich sehr schwer tat, mitzukommen. „Ich habe zunächst nicht verstanden, was die Lehrerin sagte“, erinnert sich Chanda leise. „Ich wollte antworten, aber ich kannte die Wörter nicht.“ Es stellte sich heraus, dass sie unzureichend auf die sprachlichen und schriftlichen Anforderungen der formalen Schulbildung vorbereitet war, vor allem auf die englische Sprache.

In Sambia ist Chanda kein Einzelfall. Unzählige Kinder stürmen die Klassenzimmer voller Lust aufs Lernen – und müssen realisieren, dass sie dort komplett überfordert sind. Insbesondere in vielen ländlichen Gebieten Sambias machen Kinder im Vorschulalter oft kaum nennenswerte Erfahrungen mit Lesen und Schreiben. Bei Schuleintritt fehlen ihnen dann die Grundlagen für effektives Lernen. Gegenüber anderen Schüler*innen geraten diese Kinder unmittelbar ins Hintertreffen – ein Nachteil, der sich durch die gesamte Schulzeit ziehen kann.

„Sambia muss seine Bildungslücken weiter schließen: für die Zukunft der Kinder, aber auch die des ganzen Landes.“

KENNTNISSE DER UNTERRICHTSSPRACHE FEHLEN

Judith Zulu, eine Lehrerin der ersten Klasse mit mehr als 22 Jahren Erfahrung an ländlichen Schulen im Norden Sambias, beobachtet ein wiederkehrendes Muster: Viele Kinder beherrschen zu Schulbeginn nur die zu Hause gesprochene Sprache fließend. Im Klassenzimmer kommen sie zum ersten Mal mit Englisch in Berührung. Anstatt sich sofort mit neuen Fächern zu beschäftigen, müssen sie dann zunächst grundlegendes Englisch lernen, was ihre Fortschritte hemmt.

In Sambia gibt es je nach Definition zwischen 20 und mehr als 70 Sprachen. Die ehemalige Kolonialsprache Englisch ist Amtssprache und dominiert sowohl in der Geschäftswelt als auch im Bereich der Bildung.

Sambia hat in den vergangenen Jahren bemerkenswerte Fortschritte bei der Ausweitung des Zugangs zu Bildung erzielt. Die Grundschulbildung ist seit 2018 kostenlos, seit 2021 auch die Sekundarstufen. Angebote zur frühkindlichen Bildung existieren zwar seitens des Staates und zivilgesellschaftlicher Akteure, erreichen allerdings nur einen Bruchteil der Kinder. Laut UNICEF hatten 2019 nur 37 % der Erstklässler*innen eine Vorschulbildung genossen.

ELTERN SIND OFT KAUM IN DER LAGE, IHRE KINDER ZU UNTERSTÜTZEN

Kinder mit schwacher Vorbildung stammen oft aus Familien, in denen Eltern und andere Erziehungsberechtigte selbst kaum Zugang zu frühkindlicher Bildung hatten. Gerade in armen Familien sind viele Eltern schon allein aus zeitlichen Gründen oft nicht in der Lage, ihre Kinder beim Lernen vor der Einschulung zu unterstützen, etwa weil sie Felder bestellen oder einer anderen informellen Arbeit nachgehen müssen.

Viele sehen Alphabetisierung auch als Aufgabe der Schule an und nicht als einen Prozess, der zu Hause beginnt. Ohne Intervention kann sich dieser Kreislauf von Generation zu Generation wiederholen. Wieder und wieder füllen sich die Klassenzimmer mit lernwilligen, aber unvorbereiteten Kindern.

Die Auswirkungen sind weitreichend. Auch in Mathematik und Naturwissenschaften hängt das Verständnis von der Lese- und Schreibkompetenz in Englisch ab. Gelingt es der Schule nicht, die Schüler*innen frühzeitig auf ein angemessenes Sprachniveau zu heben, fällt ihnen jedes neue Fach schwer.

Mit der Zeit schwindet das Selbstvertrauen der Kinder, ihre Chancen reduzieren sich, und ihre Träume werden zunichte gemacht. Humanressourcen, die für das Wachstum von Sambias Wirtschaft wichtig wären, gehen so frühzeitig verloren.

FRÜHE INTERVENTION BRINGT GRÖSSTEN ERFOLG

Es ist also von zentraler Bedeutung, hier einzugreifen. Maßnahmen in den frühesten Jahren bringen den größten Nutzen, das zeigen die Forschung zur frühkindlichen Bildung und Erfahrungen aus der Praxis immer wieder. Kommen Kinder schon vor der Schulzeit mit Geschichten, sprachreicher Interaktion und grundlegenden Lese- und Schreibaktivitäten in Berührung, ist es wahrscheinlicher, dass sie erfolgreich sind und am Lernen interessiert bleiben.

In Sambia haben verschiedene Organisationen gezeigt, wie gemeindebasierte Ansätze den Zugang zu frühen Bildungsangeboten in unterversorgten Gebieten erweitern können. Hierzu gehören etwa die zivilgesellschaftlichen Organisationen Zambia Open Community Schools (ZOCS) und Lubuto Library Partners. Letztere spielt eine bedeutende Rolle bei



der Förderung der Lesekultur: Sie schafft gut zugängliche Bibliotheksräume, wo Kinder schon von klein auf mit Büchern und Lese- und Schreibaktivitäten in Kontakt kommen.

Für Sambia wäre es nun wichtig, Erziehungsberechtigte stärker in die Vorschulbildung der Kinder einzubeziehen. Würden sie das frühzeitige Lernen zu Hause stärker begleiten, könnte dies einen enormen Effekt haben: Lese- und Schreibkompetenz würde sich nicht mehr auf das Klassenzimmer beschränken, sondern würde Teil des Alltagsumfelds des Kindes. Dies würde sowohl das Selbstvertrauen der Kinder als auch ihre langfristigen Bildungsergebnisse stärken.

WEGE ZU BESSERER FRÜHKINDLICHER BILDUNG

Fortschritt beginnt mit kleinen, bewussten Schritten: Bilderbücher in vertrauten lokalen Sprachen; Bücher, die für bessere Verständlichkeit sowohl in Englisch als auch einer lokalen Sprache verfasst sind; die Förderung einfacher digitaler Lernhilfen und gemeindebasierter Leseaktivitäten. Solche Initiativen zur frühen Alphabetisierung sind wichtig als erste Schritte, um ein Bildungssystem zu reparieren, das bisher oft zu spät ansetzt. Bleiben sie aus, wird sich die enorme Kluft zwischen gut und schlecht vorbereiteten Schüler*innen kaum schließen. Das gilt besonders für Orte mit knappen Ressourcen wie das ländliche Nakonde.

Zur Wahrheit gehört aber auch: Wenn sich Erziehungsberechtigte stärker um die Vorschulbildung ihrer Kinder kümmern sollen, müssen sie über ausreichend Zeit und Ressour-

cen dafür verfügen. Stärkere soziale Sicherungssysteme wären zum Beispiel ein Schritt in die richtige Richtung.

In Sambia geben viele engagierte Pädagog*innen, Eltern und lokale Gemeinschaften schon jetzt ihr Bestes, um Kindern die Chance auf möglichst gute Bildung zu ermöglichen. Sie sollten durch weitere gezielte Programme für frühkindliches Lernen unterstützt werden. Sambia muss seine Bildungslücken weiter schließen: für die Zukunft der Kinder, aber auch die des ganzen Landes.

LINKS

[Zambia Open Community Schools \(ZOCS\)](#)

[Lubuto Library Partners](#)



DIANA SAKALA

ist Pädagogin und Bildungsberaterin. Sie setzt sich für die Verbesserung der Lese- und Schreibkompetenz sowie für einen besseren Zugang zu hochwertigen Bildungsangeboten in Sambia ein.

[**sakalad4@gmail.com**](mailto:sakalad4@gmail.com)

KUNST

„Zu oft laufen Projekte dem Geld hinterher und verlieren dann ihren eigentlichen Zweck aus den Augen“

*Kibera Arts District (KAD) ist ein gemeindebasiertes Kunstprojekt in Nairobi, das Kunst nutzt, um systemischen Wandel in Kibera, einem der größten Slums Ostafrikas, voranzutreiben. KAD betreibt Galerien und Ateliers, fördert kreatives Schaffen und eröffnet der lokalen Gemeinde neue Möglichkeiten. Einige KAD-Kunstwerke waren schon auf den Titelseiten von E+Z zu sehen. KAD will nicht nur Künstler*innen unterstützen, sondern auch ein umfassenderes Gefühl für das gemeinsame Engagement innerhalb der ostafrikanischen und internationalen Kunstszene fördern. Dazu plant KAD in diesem Jahr etwas Großes: Kenias erste Kunstbiennale. Wir sprachen mit Patrick Othieno und Jamey Ponte, die das Projekt gegründet haben, über ihre Arbeit und ihre Pläne.*

PATRICK OTHIENO UND JAMEY PONTE IM INTERVIEW MIT KATHARINA WILHELM OTIENO

Welche Lücke in der ostafrikanischen Kunstlandschaft versucht KAD zu schließen?

Jamey Ponte: Wir haben von Anfang an gemerkt, dass echte Zusammenarbeit fehlt. Viele Jahre lang schien weder die Gemeinde noch die weitere ostafrikanische Kunstszene für ein solches Projekt bereit. Allzu viele künstlerische Projekte waren eher von Förderanträgen motiviert als von einem echten gemeinsamen Ziel. Und die früheren Regierungen Kenias standen der Kunstszene nicht unbedingt wohlwollend gegenüber. Es gab viel Arroganz.

Das änderte sich, als neue Räume entstanden, die Künstler*innen aus verschiedenen sozialen Schichten, mit ver-

schiedenen Hintergründen und Ausbildungen zusammenbrachten. Wir erkannten, dass es endlich genug Offenheit und Energie für etwas Gemeinsames gab. Aus diesem Momentum heraus entstand KAD, nachdem wir dieses Projekt schon seit gut 15 Jahren im Sinn gehabt hatten. Aber wir wollten es der Gemeinde nicht aufzwingen. Wir wollten, dass die Menschen in Kibera bereit waren, es selbst zu führen.

Wie hat das Projekt dann schließlich begonnen?

Ponte: Wir wollten zunächst eine Galerie in Kibera einrichten. Durch Covid-19 verzögerte sich alles, und die Finanzierung brach zusammen. Als wir 2022 wieder auf den Plan traten, bestanden die Gemeindevorstehenden darauf, dass

Blick auf den Kibera Arts District vom Dach der Hauptgalerie aus. Die meisten Werkstätten und Ateliers befinden sich entlang der „Hauptstraße“.

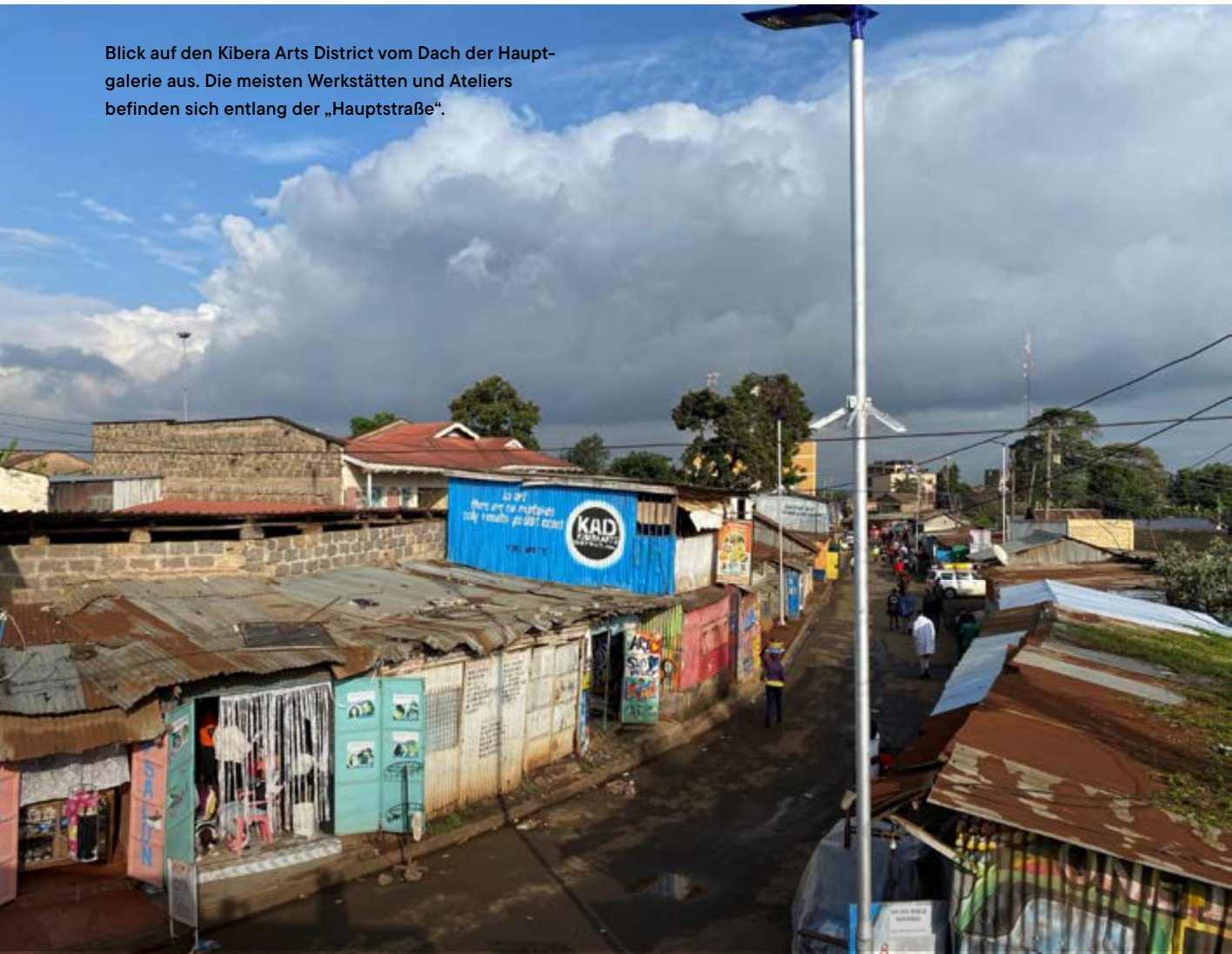


Foto: ko

„Kunst war immer zentral, da Aktivismus Sprache, Bilder, Design und Performance als Medium zur Kommunikation braucht.“

wir keine provisorische Blechkonstruktion bauten – sie wollten ein Gebäude, das dauerhaft Bestand hat. Das war ein großer Schritt und zugleich ein Risiko, da es das erste feste Gebäude in dieser Gegend war. Aber es zeigte auch, dass die Gemeinde an das Projekt glaubte.

Wie wichtig war die Gemeinde für das Funktionieren des Projekts?

Patrick Othieno: Sie war unverzichtbar, schließlich betreiben wir „gemeindebasierte Kunst“. Wir betrachten das als eigenständige Kunstform, genau wie „Malerei“ oder „Bildhauerei“. KAD sollte nie nur uns beiden gehören. Die Idee war immer, einen Keim zu säen, den die Gemeinde unter ihrer eigenen Regie pflegen und wachsen lassen würde. Deshalb hat das Projekt auch überlebt – und ist schneller gewachsen als erwartet. Die Gemeinde unterstützt Veranstaltungen, sorgt für Sicherheit, hilft bei der Reini-

gung und Organisation und übernimmt Verantwortung für die Räumlichkeiten. KAD funktioniert, weil die Menschen vor Ort es als ihr Projekt betrachten.

Kibera wird oft als Ort von Armut und Klischees dargestellt. Wie gehen Sie damit um?

Ponte: Ich lebe hier seit fast 20 Jahren. Kibera ist ein komplexer Ort, und die Klischees treffen insofern zu, als Armut, Unsicherheit und Ausgrenzung hier wirklich existieren. Aber das ist eben nicht alles. Unser Ziel ist es nicht, Kibera auf irgendeine abstrakte Weise zu „reparieren“. Wir wollen die Realität in Kibera angehen – bei jedem Einzelnen – und zeigen, dass Veränderung möglich ist.

Anfangs konzentrierten wir unsere Ateliers auf eine einzige, knapp einen Kilometer lange Straße. Früher gab es dort viel

Kriminalität, viele Geschäftsräume standen leer und es gab kaum ein Gefühl von Sicherheit oder gar Stolz. Heute werden die meisten dieser Räumlichkeiten gewerblich genutzt; die Straße ist sauberer und wurde asphaltiert. Es war auch die erste Straße in Kibera, die solarbetriebene Straßenlaternen bekam. Ich bin sicher, dass es auch deshalb seit fast zwei Jahren keine einzige Polizeiaktion im KAD mehr gab.

Die Kunst war das Mittel für diesen Wandel, aber es waren die Menschen, die ihn vorantrieben. Technisch gesehen sind wir keine gemeinnützige Organisation; wir verstehen uns als Bewegung. Und deshalb misst sich unser Erfolg nicht daran, dass es profitablere Geschäfte in der Gegend oder mehr Sicherheit gibt, sondern daran, dass die Menschen in Kibera selbstbewusster und stolzer sind und an sich selbst und ihr Viertel glauben.

Othieno: Und das ist besonders bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass Kibera einer der Orte war, die am stärksten von der Gewalt nach den Wahlen von 2007 betroffen waren, die Kenia an den Rand eines Bürgerkriegs gebracht hatten. Ich bin in Mathare geboren, einem weiteren großen Slum in Nairobi, und von dort nach Kibera gezogen. An vielen Orten wie Kibera und Mathare sind die Menschen immer noch davon traumatisiert, was vor 20 Jahren geschah. Das bedeutet aber auch, dass die heutigen Gemeindevorstandenden alles tun, um zu verhindern, dass sich so etwas wiederholt. Zumindest hoffen wir das. Und genau das versuchten wir auch mit „House of Friends“ zu fördern.

Was ist „House of Friends“?

Othieno: KAD ist eigentlich aus dem „House of Friends“ hervorgegangen, das seinerseits nach den Ausschreitungen im Zuge der Wahlen 2007/2008 entstanden ist. Damals verloren viele Kinder ihre Eltern, und es gab etliche externe Gruppen, die versuchten zu helfen, ohne wirklich zu verstehen, wie Kibera funktioniert. Lokale Gemeindevorstände begannen, sie in das Haus zu schicken, in dem Jamey und teilweise auch ich lebten, da wir Erfahrungen mit Aktivismus und Menschenrechtsarbeit haben. Mit der Zeit begann die Gemeinde, unser Haus „House of Friends“ zu nennen. Mit der Zeit wurde „House of Friends“ zu einem sicheren Ort für Gemeindeförderung, Jugendförderung und Aktivismus. Er entstand organisch – aus lokalen Kontakten und jahrelanger Arbeit in Kibera.

Wie hat der Aktivismus Ihren Weg zur Kunst geprägt?

Ponte: Anfangs hatte unsere Arbeit einen viel direkteren politischen Fokus. Nach den gewalttätigen Ausschreitungen im Nachgang der Wahlen engagierte sich „House of Friends“ in Friedenskampagnen sowie für Menschenrechte und gute Regierungsführung. Kunst war dabei immer zentral, da Aktivismus Sprache, Bilder, Design und Performance

als Medium zur Kommunikation braucht. Da ich selbst aus dem Grafikdesign und der Werbung komme, war mir das immer klar. Patrick fungiert eher als Manager für die kreativen Menschen, die er als Aktivist kennengelernt hat.

So rückte die Kunst für uns in den Mittelpunkt, und wir begannen, uns „Artivists“ zu nennen. Wir sahen darin eine Chance, Menschen zu erreichen, Dialog zu schaffen und Gemeinschaft aufzubauen, ohne dabei die soziale Gerechtigkeit aus dem Blick zu verlieren. Manchmal bezeichnen wir das hier zum Spaß als unseren Ruhezustand, weil es ungefährlicher ist als manche der aktivistischen Aktionen, die wir früher gemacht haben.

„Das Projekt stützt sich auf langjährige Beziehungen.“

Warum haben Sie sich für eine Biennale entschieden und warum gerade jetzt?

Ponte: Anfangs war die Idee einer Biennale eher ein Scherz. Als kenianische Kunstschafter begannen, bei Veranstaltungen wie der Biennale in Venedig aufzutreten, sprachen wir davon, eine kleine „Kibera Arts Biennale“ zu veranstalten. Doch hinter dem Scherz verbarg sich ein ernstes Ziel: etwas aufzubauen, das nach und nach zu einer stadtweiten und nationalen Plattform werden könnte.

Letztlich haben wir uns direkt für eine „Nairobi Arts Biennale“ entschieden. Wir hatten den Eindruck, dass die Bewegung schneller wächst als erwartet und dass der richtige Zeitpunkt gekommen war. Wir reagieren damit auch auf eine Zeit tiefer globaler Unsicherheit. Ich habe das Gefühl, dass die Menschheit gerade den tiefsten Punkt erreicht hat, den ich in meinem Leben je erlebt habe.

Die wirtschaftlichen Bedingungen verschieben sich. Kenia spürt diese Veränderungen stark, und die Finanzierung ist deutlich unzuverlässiger geworden. Für uns ist das kein Grund zu warten. Im Gegenteil: Das schien genau der Moment für die Kunstszene zu sein, einen Schritt nach vorne zu machen, statt stillzustehen.

Othieno: Deshalb haben wir uns auch nicht davon aufhalten lassen, dass Mittel fehlen. Natürlich braucht ein Projekt wie dieses Geld – und wir glauben auch, dass Unterstützung kommen wird. Aber wir wollten die Biennale nicht allein um Fundraising herum aufbauen. Zu oft laufen Projekte – in Kenia und anderswo – dem Geld hinterher und verlieren dann

ihren eigentlichen Zweck aus den Augen. Wir wollten, dass sich die Kunstszene zuerst damit identifiziert.

Was soll eine Biennale ermöglichen, was Einzelausstellungen oder Festivals nicht leisten können?

Ponte: Eine Biennale schafft einen größeren Rahmen. Sie ist nicht nur eine Einzelveranstaltung, sondern eine Plattform, die Netzwerke stärken, Standards anheben und eine nachhaltige Dynamik in Gang setzen kann. Für uns ist sie auch eine Möglichkeit, zu zeigen, dass die Kunstszene in Nairobi inzwischen auf einem anderen Niveau angekommen ist. Nairobi ist das stärkste Kunstzentrum in Ostafrika, aber im Vergleich zu anderen Großstädten auf dem Kontinent hat es noch Aufholbedarf. Mit der Biennale kann sich das ändern.

Welche Rolle spielt Artivismus bei der Biennale?

Othieno: Artivismus ist der Kern des Ganzen. Wir sehen Kunst als Möglichkeit, die eigene Stimme zu nutzen und über soziale Gerechtigkeit, Frieden, Ungleichheit und die Realitäten zu sprechen, mit denen Menschen in ihren Gemeinschaften konfrontiert sind. Die Biennale soll Kunstschaffenden einen Raum geben, ihre Stimme so zu nutzen.

Ponte: Das Motto „Unsere Kunst, unsere Zukunft, deine echte Erfahrung“ spiegelt diesen Gedanken wider. Es beginnt damit, dass Künstler*innen Verantwortung für ihre eigene Szene übernehmen. Die Frage ist, welche Zukunft sie gestalten wollen. Und es entführt das Publikum in eine Welt, die echt ist, statt aufpoliert oder präventiv.

Wie wollen Sie die Biennale zugänglich machen?

Othieno: Das Grundprinzip ist, dass es keine allgemeinen Ticketbarrieren geben wird. Die meisten Veranstaltungsorte und Installationen sollen zumindest zeitweise kostenlos zugänglich sein. Einige Veranstaltungsorte, wie etwa Museen, erheben aber womöglich weiterhin ihre üblichen Eintrittsgebühren, und vielleicht gelten auch für bestimmte Sonderveranstaltungen eigene Preise.

Wir arbeiten auch an der praktischen Erreichbarkeit. Dazu gehören die Kartierung der Veranstaltungsorte, die Planung von Transportmöglichkeiten, da der Verkehr in Nairobi problematisch ist, sowie eventuell die Entwicklung einer App und der Aufbau von Partnerschaften, damit sich Besucher*innen besser zwischen den Standorten bewegen können. Bei Zugänglichkeit geht es nicht nur um Kosten, sondern auch um Sicherheit, Orientierung und das Gefühl, willkommen zu sein.

Wie verhindern Sie, dass die Biennale zu einer Art Armutstourismus wird oder zur Gentrifizierung bestimmter Stadtteile beiträgt?

Ponte: Für uns beginnt es damit, dass wir keine Außenstehenden sind, die die Gemeinschaft als Kulisse nutzen. Wir

leben hier, arbeiten hier und haben hier Verantwortung. Das Projekt stützt sich auf langjährige Beziehungen.

Othieno: Wir sprechen mit der Gemeinde auch offen über diese Themen. Die Menschen verstehen, dass Besucher*innen mit begrenztem Wissen oder schwierigen Einstellungen kommen könnten. Die Antwort darauf ist, sie einzubeziehen und das Narrativ zu verändern. Das ist Teil der Arbeit. Wir sehen das so: Je stärker das Eigenverantwortungsgefühl der Gemeinde ist, desto weniger können andere sie von außen definieren.

Was wäre ein Erfolg für die Biennale?

Ponte: Gewissermaßen ist sie schon aufgrund der Dynamik, die sie losgetreten hat, ein Erfolg. Die eigentliche Errungenschaft besteht bislang darin, dass Kunstschaffende, Veranstaltungsorte, Hotels, Kurator*innen und Aktive aus der lokalen Gemeinde begonnen haben, sie als ihr eigenes Projekt zu betrachten.

Mit Blick auf die Zukunft bedeutet Erfolg eine breite Beteiligung quer durch den Mikrokosmos der Kunst und über soziale Gruppen hinweg. Das bedeutet, dass ostafrikanische Kunstschaffende teilnehmen, dass Publikum aus Nairobi kommt und dass sich die Veranstaltung wirklich offen für verschiedene Gemeinschaften anfühlt. Und selbst eine relativ geringe Zahl internationaler Besucher*innen, die eigens wegen der Biennale kommen, wäre von Bedeutung, denn jede große Plattform muss irgendwo anfangen.



PATRICK OTHIENO

ist ein Aktivist mit Schwerpunkt auf der Verwaltung und Organisation von Gemeinden und verfügt über fast 15 Jahre Erfahrung in Ostafrika in den Bereichen systemischer Wandel, soziale Gerechtigkeit, Umwelt und Naturschutz. Er ist Mitbegründer von „House of Friends Kenya“ (HOF) und des „Kibera Arts District“ (KAD).

patothieno491@gmail.com



JAMEY PONTE

ist ein „Artivist“ und Mitbegründer von „House of Friends Kenya“ (HOF) sowie des „Kibera Arts District“ (KAD). Mit über zwei Jahrzehnten Erfahrung in Ostafrika hat Ponte Pionierarbeit beim Einsatz von Kunst als Instrument für systemischen Wandel, soziale Gerechtigkeit, den Umwelt- und Artenschutz geleistet.

jamey@houseoffriendskenya.com



Illustration: E+Z, KI-generiert

DIGITALISIERUNG

Wie sich junge Menschen in Sambia Karrieren auf Social Media aufbauen

*Onlineplattformen verändern Sambias Arbeitsmarkt und eröffnen neue Wege in die Selbstständigkeit. Die Industrie boomt, doch der ungleiche Zugang zu Verdienstmöglichkeiten auf den Plattformen schränkt das Potenzial vieler junger Creator*innen ein.*

VON DERRICK SILIMINA

Während die Sonne über Sambias Hauptstadt Lusaka aufgeht, scrollt Tabo Daka auf ihrem Handy und lädt ein neues Outfit hoch. Innerhalb weniger Minuten erreicht ihr Content Tausende – was nicht nur ihr eigenes Profil stärkt, sondern auch all die kleinen Boutiquen entlang der Cairo Road, einer der belebtesten Straßen Lusakas. „Ich bin auf Plattformen wie TikTok, Facebook und Instagram angewiesen, um direkt mit meinem Publikum in Kontakt zu treten“, sagt Tabo, die sich auf Streetwear spezialisiert hat und regelmäßig mit Marken zusammenarbeitet. „Die Leute reagieren auf meine Inhalte und helfen mir so, meine Arbeit bekannter zu machen.“

Dakas Alltag steht beispielhaft für einen größeren Wandel in Sambia. Mit dem Ausbau der Internetinfrastruktur, von Glasfasernetzen bis hin zu besserer Mobilfunkabdeckung, nutzen immer mehr junge Menschen digitale Plattformen nicht nur zum Austausch, sondern auch, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Was in politischen Debatten lange Zeit nur als kleine „Kreativwirtschaft“ abgetan wurde, ist inzwischen für viele Content Creator*innen zu einer wichtigen Einkommensquelle geworden. Mit nichts weiter als einem Smartphone produzieren, verbreiten und vermarkten sie Inhalte, ohne auf traditionelle Medienstrukturen angewiesen zu sein. „Als Fashion-Content-Creatorin kann ich Inhalte direkt von meinem Handy aus erstellen und hochladen“, sagt Tabo. „Dazu brauche ich weder Filmteams noch eine teure Ausrüstung.“

EINE NEUE GENERATION DIGITALER UNTERNEHMER*INNEN

Viele junge Leute schlagen ähnliche Wege ein. Die Reise-Vloggerin Queen Licah etwa dokumentiert ihre Reisen durch Afrika und teilt Videos von Landschaften und ihren kulturellen und alltäglichen Erlebnissen mit einem weltweiten Publikum. „Ich mache alles selbst“, sagt sie. „Ich entdecke Orte, treffe Menschen und halte Erinnerungen fest – ein Vlog nach dem anderen.“ Wie viele andere sieht sie in den digitalen Plattformen einen Weg, sich ein Einkommen und internationale Sichtbarkeit aufzubauen.

Tatsächlich könnte der Wandel eine neue Generation digitaler Unternehmer*innen hervorbringen. Social Media ermöglicht es Content Creator*innen, kulturellen Ausdruck in Einkommen zu verwandeln und gleichzeitig Hürden abzubauen, die den Zugang zu Märkten früher erschwerten. „Marketingbudgets, die früher an internationale Agenturen gingen, fließen heute an lokale Creator*innen“, sagt der Marketingexperte Innocent Daka aus Lusaka.

EIN VOLLZEITJOB MIT WENIG EINKOMMEN

Doch die richtige Vermarktung bleibt eine große Herausforderung. Obwohl einige sambische Creator*innen viele Menschen erreichen, haben sie oft keinen Zugang zu den daraus generierten Gewinnen der Plattformen, etwa Werbeeinnahmen, weil Sambia nicht immer zu den unterstützten Regionen der Onlineplattformen zählt.

Für Creator*innen wie Ken Dumbo, einen bekannten Social-Media-Influencer aus Lusaka mit fast 100.000 Follower*innen, ist diese Lücke deutlich spürbar. Für viele sei die Content-Produktion längst ein Vollzeitjob, die Einnahmen kämen jedoch meist nur indirekt über Kooperationen mit Marken und nicht über Zahlungen der Plattformen selbst.

SAMBIAS POLITIK WILL BESSERE VERMARKTUNG ERMÖGLICHEN

Das Thema hat inzwischen auch politische Aufmerksamkeit erhalten. Im November 2024 diskutierte das sambische Parlament über Maßnahmen, die Vermarktung auf Plattformen wie Facebook, YouTube und TikTok zu ermöglichen. Gleichzeitig arbeitet die Regierung an einer Gesetzesreform des Independent Broadcasting Authority Act, um digitale Inhalte offiziell als Wirtschaftssektor anzuerkennen.

Expert*innen bezweifeln allerdings, dass Regulierung allein das Problem lösen kann. Ob Creator*innen ihre Inhalte vermarkten können, hängt vor allem von den Richtlinien der Plattformen und der Reichweite ab, weniger von direkten Verhandlungen mit Regierungen. Entscheidend sei daher, ein Umfeld zu schaffen, in dem Creator*innen nachhaltig wachsen und Zugang zu internationalen Märkten erhalten können.



DERRICK SILIMINA

ist ein freier Journalist aus Lusaka, Sambia. Seine Themenschwerpunkte sind die sambische Landwirtschaft und Nachhaltigkeitsfragen.

derricksilimina@gmail.com



© Roman

E+Z in der App lesen!

Mit unserer übersichtlichen App
haben Sie E+Z immer zur Hand.





Mehr als nur
ein Spiel

Das größte Spiel der Welt

Die Fußball-Weltmeisterschaft der Männer ist eine der wenigen weltumspannenden Veranstaltungen unserer Zeit. Wir nehmen das diesjährige Turnier zum Anlass, um zu fragen: Was hat es mit dieser Sportart auf sich, die die ganze Welt spaltet und trotzdem eint – und die junge Menschen auf Bolzplätzen von Brasilien bis Botsuana begeistert?

VON KATHARINA WILHELM OTIENO

Beim Endspiel der Fußball-WM am 19. Juli vor den Toren New Yorks werden auf dem Rasen Multimillionäre gegeneinander antreten, verehrt wie Halbgötter. Zuseher werden Menschen, die womöglich mehr als 2 Millionen Dollar für ihre Tickets bezahlt haben. Das war Ende April der Preis für eine Karte auf der offiziellen Weiterverkaufsseite des Weltfußballverbands FIFA. Der Originalpreis betrug 8860 Dollar.

Zum Vergleich: In Senegal beläuft sich das jährliche Bruttonationaleinkommen pro Kopf auf 1680 Dollar. Sollte die senegalesische Mannschaft das Finale erreichen, könnte es für die Fans aus dem Land schwierig werden, ihr Team vor Ort anzufeuern – nicht nur aus finanziellen Gründen. Im Januar hatte US-Präsident Donald Trump noch Einreiseverbote zur WM für Menschen aus 39 Staaten, darunter Senegal, ausgesprochen.

Mitte Mai wurden diese Verbote zunächst wieder aufgehoben. Aber wer aus den 47 neben den USA teilnehmenden Ländern, die die WM zur größten bisher ausgetragenen machen, tatsächlich einreisen darf, entscheidet sich womöglich erst am Flughafen.

FIFA-Präsident Gianni Infantino nennt die WM dennoch „inklusiv“. Sein Mangel an Urteilsvermögen hat er bereits im Dezember zur Schau gestellt, als er Trump in einer pompösen Show den neu geschaffenen „FIFA-Friedenspreis“ verlieh. Knapp drei Monate später begann der Preisträger einen Krieg.

DER FUSSBALL HAT ZWEI GESICHTER

Ich war im vergangenen Jahr bereits auf einem Endspiel. In den Playoffs der kenianischen Regionalligen ging es um den Aufstieg in die dritte Liga. Die Stimmung dort muss sich vor den zu erwartenden WM-Spektakeln in den USA, Kanada und Mexiko nicht verstecken. Bei jedem Tor stürmten

Fans den vom Regen völlig matschigen Platz. Am Spielfeldrand tobten Jubelschreie, Wutausbrüche und Vuvuzelas.

Für die Spieler auf dem Feld geht es dabei gar nicht nur darum, zu gewinnen. Ich habe an jenem Tag die NGUVU Homeboyz angefeuert. Die Mannschaft ist aus einem sozialen Sportprojekt entstanden, für das ich mich ehrenamtlich engagiere. Die jungen Männer aus benachteiligten Familien spielen, um sich von Drogen und Kriminalität fernzuhalten, aber auch, weil sie im Projekt warme Mahlzeiten und einen Ausbildungsplatz erhalten können (siehe Beiträge auf S. 42 und S. 45).

Sport als Werkzeug für gesellschaftliche Entwicklung einzusetzen, ist in der Entwicklungszusammenarbeit schon beinahe ein alter Hut. Der „Sport for Development“-Ansatz funktioniert mit jeder Sportart – aber Fußballprojekte sind rund um den Globus ganz vorne dabei.

Eine Sportart, auf die sich viele Menschen einigen können, tut gut in einer gespaltenen Welt. Wie die Beiträge in dieser Ausgabe zeigen, schafft es die Anziehungskraft des Fußballs, immer wieder ethnische und zunehmend auch Genderdifferenzen zu überbrücken. Und wer einmal ein Regionalliga-Spiel auf irgendeinem Bolzplatz dieser Welt verfolgt hat, weiß: Der Fußball hat kein FIFA-Spektakel nötig, um seine Wirkung zu entfalten.



KATHARINA WILHELM OTIENO

ist Redakteurin bei E+Z und arbeitet zeitweise in Nairobi.

euz.editor@dandc.eu

AFGHANISTAN

Erfolg für afghanisches Frauenteam

Geschichten,
die der
Fußball
schreibt



Spielerinnen des afghanischen Frauenteam bejubeln im Oktober 2025 ein Tor. Damals fungierte das Team noch unter dem Namen „Afghan Women United“.

Foto: picture alliance / ASSOCIATED PRESS / Mosaab Elishamy

Die FIFA hat das afghanische Frauenfußballteam offiziell anerkannt. Neben sportlichen Perspektiven bietet die Entscheidung für die Mannschaft auch Gelegenheit, auf die Unterdrückung von Frauen in Afghanistan aufmerksam zu machen.

VON ISAH SHAFIQ

Als aufrichtigster Verteidiger von Menschenrechten hat sich der Weltfußballverband FIFA in der jüngeren Vergangenheit eher nicht präsentiert. Mit der Entscheidung, eine Mannschaft aus geflüchteten Afghaninnen als offizielles Nationalteam ihres Landes anzuerkennen, hat der Verband im April dennoch einen Präzedenzfall geschaffen: Zum ersten Mal hat er damit eine Nationalmannschaft ohne die Zustimmung des zuständigen Mitgliedsverbands anerkannt.

„Ein harter Schlag ins Gesicht der Taliban“, nennt Nationaltorhüterin Elaha Safdari die Entscheidung in einem Interview mit der Deutschen Welle. Im Rahmen der FIFA United Women's Series hatte ihre Mannschaft 2025 bereits an einem kleineren Turnier in Marokko teilgenommen – als nicht vollwertig anerkannte Nationalmannschaft, damals allerdings noch unter dem Namen „Afghan Women United“. Nun hingegen ist es der Mannschaft möglich, sich für größere Turniere wie Weltmeisterschaften, Asien-Cups oder die Olympischen Spiele 2028 in Los Angeles zu qualifizieren.

Rein sportlich ist die Entscheidung daher bereits ein bedeutender Schritt. Zugleich weisen die Spielerinnen darauf hin, dass Frauen in Afghanistan weiterhin massiven Einschränkungen und Repressionen ausgesetzt sind. Die Präsenz der Mannschaft kann damit auch eine Plattform bieten, um kontinuierlich auf die Lage im Land aufmerksam zu machen. Bei allen Überlegungen zu pragmatischen diplomatischen Kontakten und Annäherungen, die viele Staaten derzeit gegenüber dem Regime verfolgen, darf ein solcher Zustand der Unterdrückung niemals normalisiert werden.



ISAH SHAFIQ

studiert Politikwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt und ist Werkstudent bei E+Z.

euz.editor@dandc.eu



Abonnieren Sie E+Z
auf WhatsApp!

Geschichten,
die der
Fußball
schreibt



DR KONGO

Ein ikonischer Fan

Michel Nkuka Mboladinga beim Afrika-Cup-Spiel der DR Kongo gegen Algerien.

Beim Afrika-Cup im Januar zog ein kongolesischer Fan alle Blicke auf sich. Michel Nkuka Mboladinga stand die gesamten Spiele seiner Mannschaft überregungslos da und imitierte die Pose von Patrice Lumumba – dem Nationalhelden, der 1960 half, die belgische Kolonialherrschaft zu beenden. Mit seiner Hommage sandte er eine klare Botschaft: Die Demokratische Republik Kongo braucht Frieden.

VON KATHARINA WILHELM OTIENO

Trotz des Ausscheidens der Demokratischen Republik Kongo (DR Kongo) im Achtelfinale des Afrika-Cups (AFCON) im Januar blieb Michel Nkuka Mboladinga allen in Erinnerung. Der Fan der Mannschaft stand die gesamten Spiele, auch in der Verlängerung, überregungslos auf einem mit der kongolesischen Flagge ausgelegten Hocker auf der Tribüne und reckte den rechten Arm in die Höhe. Mboladinga ahmte damit die Pose des Denkmals Patrice Lumumbas auf seinem Mausoleum in Kinshasa nach – und wurde zum Symbol des Turniers.

„Erst als die Nationalmannschaft der DR Kongo gegen Algerien nach Verlängerung ausschied, brach Mboladinga seine Performance ab.“

Er trug dabei immer eine farbenfrohe Anzug-Kombi in Blau, Rot und Gelb, den Farben der kongolesischen Flagge – und sah durch Frisur und Brille dem echten Lumumba zum Verwechseln ähnlich.

In Interviews erklärte Mboladinga, dass seine Auftritte als Hommage an Lumumba gedacht seien und für Werte wie Würde, Freiheit und nationale Souveränität stünden. Er dachte dabei aber auch an seine Mannschaft: „Ich stehe still, um dem Team Kraft zu geben und Energie an die Spieler weiterzugeben“, sagte Mboladinga gegenüber der Associated Press.

Erst als die Nationalmannschaft der DR Kongo gegen Algerien nach Verlängerung ausschied, brach Mboladinga sei-

ne Performance ab und konnte die Tränen auf der Tribüne nicht zurückhalten.

ZEICHEN DES FRIEDENS

Lumumba ist nach wie vor für viele der Nationalheld der DR Kongo. Er trug 1960 dazu bei, die belgische Kolonialherrschaft zu beenden, wurde der erste Premierminister des neu unabhängigen Landes und galt als eine der vielversprechendsten politischen Figuren Afrikas. Doch weniger als ein Jahr später kam er bei einem Konflikt mit einer von Belgien unterstützten Sezessionsbewegung ums Leben. Das Land versank in jahrzehntelanger Diktatur, die seine riesigen Bodenschätze ausbeutete – ähnlich wie die Kolonialisten zuvor.

Mboladinga wurde beim Turnier in Marokko von mehreren hundert kongolesischen Fans begleitet. „Er sendet sowohl auf lokaler als auch auf internationaler Ebene eine deutliche Botschaft aus. Die offene Handfläche ist ein Zeichen des Friedens, und wir brauchen Frieden in unserem Land“, sagte Jerred Bitobo, Kommunikationschef einer bekannten Fangruppe, gegenüber der Nachrichtenagentur AFP. Der rohstoffreiche Osten des Landes ist seit Jahrzehnten umkämpft, und mit den Kämpfen der von Ruanda unterstützten Rebellengruppe M23 gegen die kongolesische Armee hat sich der Konflikt in den letzten Jahren erneut zugespitzt.



KATHARINA WILHELM OTIENO

ist Redakteurin bei E+Z und arbeitet zeitweise in Nairobi.

euz.editor@dandc.eu

Geschichten,
die der
Fußball
schreibt



PEACEBUILDING

Didier Drogbas berühmter Appell



Foto: picture alliance / ASSOCIATED PRESS / Themba Hadebe

Kämpfte für sein Team und sein Land: Didier Drogba beim Spiel gegen Benin 2008, damals Kapitän der Nationalmannschaft von Côte d'Ivoire.

Didier Drogba nutzte 2005 die erstmalige WM-Qualifikation der Côte d'Ivoire für einen Friedensappell. Der Fußballstar bat die Menschen in dem vom Bürgerkrieg zerrissenen Land, einander zu vergeben. Seine Worte trugen tatsächlich zur Annäherung der Konfliktparteien bei – ein eindrucksvolles Beispiel für die einende Kraft des Fußballs.

VON ISAH SHAFIQ

„Männer und Frauen der Côte d'Ivoire, aus Norden, Süden, Zentrum und Westen: Heute haben wir gezeigt, dass alle Ivorer zusammenleben und für ein gemeinsames Ziel arbeiten können“. So lauteten die ersten Worte der Ansprache von Didier Drogba. Er richtete sie am 8. Oktober 2005 per Live-Übertragung des staatlichen Fernsehsenders von Côte d'Ivoire aus der Kabine des al-Merrikh-Stadions in Sudan an seine Nation. Kurz zuvor hatte sich der ehemalige Stürmer des FC Chelsea mit seiner Nationalmannschaft erstmals für die Weltmeisterschaft qualifiziert.

Friedensabkommen, das konkrete Schritte zur Wiedervereinigung des Landes festlegte.

Kurz darauf trat die Nationalmannschaft erneut als zentraler Akteur in Erscheinung. Sie bewirkte die Verlegung eines Testspiels gegen Madagaskar in die nördliche Rebellenhochburg Bouaké. Eine Entscheidung mit Symbolcharakter: Nach langer Zeit flogen dort nun wieder vor allem Bälle statt Kugeln durch die Luft. Obwohl der Konflikt wenige Jahre später erneut eskalieren sollte, verdeutlichte Didier Drogba mit seinem Appell, welche einende Kraft der Fußball entfachen kann.

“Tatsächlich sollten
Drogbas Worte – die im
Fernsehen wochenlang
rauf und runter liefen
– zu einer Annäherung
zwischen den
Kriegsparteien
beitragen.”

Es folgte ein eindringlicher Appell Drogbas: „Heute bitten wir euch auf unseren Knien – vergebt, vergebt, vergebt.“ Etwa 4000 Tote und über eine Million Vertriebene hatte der seit drei Jahren anhaltende Bürgerkrieg im Land zu diesem Zeitpunkt bereits gefordert. Nach Jahren voller politischer Spannungen war 2002 infolge eines gescheiterten Putschversuchs ein bewaffneter Konflikt ausgebrochen zwischen Regierungskräften und Rebellengruppen, die weite Teile des politisch und wirtschaftlich marginalisierten Nordens kontrollierten.

Tatsächlich sollten Drogbas Worte – die im Fernsehen wochenlang rauf und runter liefen – zu einer Annäherung zwischen den Kriegsparteien beitragen. Auf einen langen Verhandlungsprozess folgte eineinhalb Jahre später ein



ISAH SHAFIQ

studiert Politikwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt und ist Werkstudent bei E+Z.

euz.editor@dandc.eu

KAMPF GEGEN AUTORITARISMUS

Ägyptens Ultras als Teil der Revolution

Geschichten,
die der
Fußball
schreibt



Foto: picture alliance / ASSOCIATED PRESS / Khalil Hamra

Auf dem Tahrir-Platz in Kairo demonstrieren im September 2011
Ultra-Fans von Al Ahly gegen die Regierung.

Zum Rücktritt des ägyptischen Diktators Hosni Mubarak trugen 2011 entscheidend auch die Fußballfans von Al Ahly bei: In heftigen Straßenkämpfen stellten sie sich auf dem Tahrir-Platz dem autoritären Regime entgegen. Sie haben dafür einen hohen Preis gezahlt.

VON MARIUS MONIAK

Fußball ist politisch. Viele Machthaber nutzen Sportveranstaltungen zur Imagepflege und Demonstration von Macht und Einigkeit. Die Fanszene der Ultras hingegen begreift das Stadion oft als autonome Zone, die sich staatlicher Kontrolle entzieht.

Im Jahr 2011, mitten im Arabischen Frühling, wurde die organisierte Fanszene des ägyptischen Fußballrekordmeisters Al Ahly zu einer Stütze der ägyptischen Revolution. Als am 2. Februar Milizen des Hosni-Mubarak-Regimes auf Pferden und Kamelen Demonstrierende auf dem Tahrir-Platz angriffen, stellten sich Ultras ihnen in den Weg. Tagelang dauerten die anschließenden Straßenkämpfe, rund 150 aktive Fußballfans kamen im Lauf der Revolution 2011 ums Leben. Am 11. Februar trat Mubarak zurück. Die Revolution siegte für kurze Zeit.

„Unter dem heutigen Machthaber Abdel Fattah el-Sisi soll der ägyptische Fußball wieder der Inszenierung dienen und keinen Raum für Widerstand bieten.“

Fast auf den Tag genau ein Jahr später fand der politische Einfluss der Ultras in Ägypten ein jähes Ende. Am 1. Februar 2012 – beim Spiel zwischen Al Ahly und Al Masry in Port Said – drangen Bewaffnete in den Block der Al Ahly-Anhänger ein. Das Flutlicht war ausgeschaltet, die Polizei griff nicht ein. Insgesamt 72 Menschen kamen durch Gewalt und Massenpanik ums Leben, darunter überwiegend Fans von Al Ahly.

Nach der Katastrophe in Port Said wurden Fußballspiele über mehrere Jahre ohne Fanszene ausgetragen und das Innenministerium kontrollierte den Zugang. Die Ultra-

szenen erfuhr einen Niedergang, mehrere Gruppierungen lösten sich später auf. Bis heute hält sich der Vorwurf, der damalige Militärrat habe die Gewalt zugelassen oder sogar herbeigeführt, um die Beteiligung der Ultras am Widerstand zu brechen. Viele Ultras gelangten in die berühmtesten Gefängnisse Ägyptens.

Unter dem heutigen Machthaber Abdel Fattah el-Sisi soll der ägyptische Fußball wieder der Inszenierung dienen und keinen Raum für Widerstand bieten. Ganz verschwunden ist das Politische im Fußball jedoch nicht. Bei der Präsidentschaftswahl 2018 gaben mehr als fünf Prozent ihre Stimme symbolisch dem Fußballstar Mohamed Salah – obwohl er gar nicht kandidierte.

Ägypten ist kein Einzelfall: Auch bei den Maidan-Protesten in der Ukraine 2013/14 oder beim Widerstand gegen Brasiliens früheren Präsidenten Jair Bolsonaro in den Stadien von São Paulo wurden aktive Fanszenen zu sichtbaren politischen Akteuren.



MARIUS MONIAK

studiert Medizin und Friedens- und Konfliktforschung in Frankfurt am Main. Er hat diesen Text im Rahmen eines Praktikums bei E+Z verfasst.

euz.editor@dandc.eu

EMPOWERMENT VON FRAUEN

Frauenfußball in der Wüste

Rael Lomoti hat in der Turkana, einer der ärmsten Regionen Kenias, die erste Mädchenfußballmannschaft gegründet. Die „Desert Roses“ treten nicht nur auf dem Platz an, sondern auch gegen patriarchale Normen – und spielen für eine bessere Zukunft.

 VON KATHARINA WILHELM OTIENO

„Lionel Messi“, sagt Lilian Kandali, als sie nach einem fußballerischen Vorbild gefragt wird. Die 14-Jährige spielt seit fünf Jahren bei den „Desert Roses“. Inzwischen führt sie als Kapitänin ihr Team in ihrer Altersklasse an. Begonnen hat alles 2017 in Lodwar, der größten Stadt der Turkana-Region mit rund 80.000 Einwohner*innen.

Damals startete das Programm mit einer einzigen Mädchenmannschaft. Heute erreicht das Projekt mehr als 3500 Mädchen. Unter dem Dach von Desert Roses trai-

nieren inzwischen 18 Teams verschiedener Altersgruppen: montags bis freitags nach der Schule, verteilt über das gesamte County im Norden Kenias.

IN DER TURKANA WERDEN VIELE MÄDCHEN FRÜH VERHEIRATET

Die Turkana ist karg, in vielen Gegenden wüstenartig. Landwirtschaft ist dort äußerst schwer zu betreiben. Die gleichnamige ethnische Gruppe, die seit Jahrhunderten in der Region lebt, bestreitet ihren Lebensunterhalt daher bis heute überwiegend als Viehzüchter*innen.



Rael Lomoti und Spielerinnen eines ihrer Desert-Roses-Teams auf dem Weg zu einem Match.

Vor allem Frauen und Mädchen tragen in dieser Lebensweise die Hauptlast und kümmern sich von klein auf um das Vieh. „Wer in einem Dorf in der Turkana-Wüste als Mädchen geboren wird, hat bis heute wenig Perspektiven“, sagt Rael Lomoti, die Gründerin der „Desert Roses“. Viele Mädchen würden sehr früh verheiratet. Noch immer werde der „Wert“ einer Frau bei den Turkana in Vieh bemessen – Tiere, die bei einer Hochzeit als Brautpreis an die Familie der Braut gehen.

ENTDECKT VON EINER NONNE

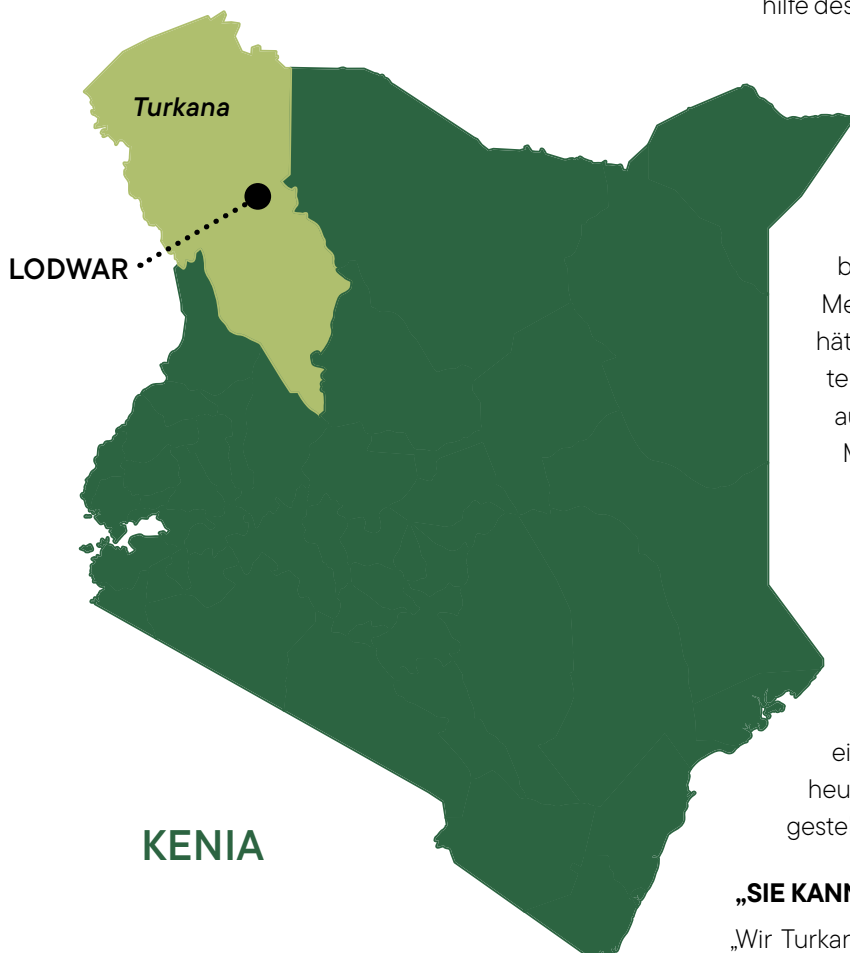
Lomoti ist selbst Turkana und heute 31 Jahre alt. Dass sie nicht den Weg so vieler junger Frauen gehen musste, lag aber keineswegs daran, dass ihre Kindheit unbeschwert gewesen wäre. Als sie sechs war, verließen ihre Eltern mit ihr und ihren vier Geschwistern während einer besonders schweren Dürre die Turkana und zogen nach Nairobi, um Arbeit zu finden. Kurz darauf starb Lomotis Mutter. Der Vater hielt die Familie als Tagelöhner über Wasser – für eine dauerhafte Versorgung und den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder reichte es aber nicht.

Dass die Familie nach dem Tod der Mutter nicht vollständig in die Armut abstürzte, hängt aus Lomotis Sicht entscheidend mit dem Fußball zusammen. Ihr Talent zeigte sich früh: In Juja, einer Stadt in der Nähe von Nairobi, spielte sie re-

„Anfangs habe es in der Gemeinde Skepsis gegenüber dem Projekt gegeben – doch inzwischen hätten die meisten verstanden, wie weit Fußball auch Mädchen bringen kann.“

gelmäßig in der Schulmannschaft. Dadurch wurde Schwester Luise Radlmeier, eine deutsche Nonne, die dort ein Waisenhaus sowie verschiedene Sozialprogramme leitete, auf sie aufmerksam. Ein Mädchen, das Fußball spielte, war Ende der 1990er-Jahre in Kenia keine Selbstverständlichkeit.

Radlmeier förderte Lomoti und wurde zu einer wichtigen Mentorin. Angeregt durch die Gemeindearbeit der Nonne, machte Lomoti 2014 ihr Diplom in Sozialer Arbeit an einer Universität in Nairobi. Als Radlmeier vor neun Jahren starb, traf Lomoti eine Entscheidung: „Ich wollte zurück in die Turkana und meiner eigenen Gemeinde helfen – und zwar mithilfe des Sports, der auch mein Leben verändert hat.“



FUSSBALL ERÖFFNET BILDUNGSCHANCEN

Aus diesem Entschluss entstand Desert Roses. Anfangs reagierten traditionelle Autoritäten der Turkana mit Widerstand. „Es hieß: Fußball ist nichts für Mädchen, das seien westliche Methoden, die bei den Turkana nichts verloren hätten“, erinnert sich Lomoti. Für die defensive Mittelfeldspielerin stand jedoch von Beginn an mehr auf dem Spiel als das Training: „Fußball ist ein Mittel zum Zweck, um die Mädchen zusammenzubringen, ihnen einen sicheren Raum zu bieten, Werte zu vermitteln und vor allem Bildungschancen zu eröffnen.“

Sie blieb dran – und suchte gezielt Männer, die ihre Idee mittragen. Einer davon ist Loroo Esekon Emmanuel. Der Ingenieur nennt sich selbst einen „Botschafter“ Lomotis und begleitet sie bis heute in Gesprächen mit besonders traditionell eingestellten Turkana.

„SIE KANN SICH DIE ZIEGEN SELBST KAUFEN“

„Wir Turkana brauchen eine grundlegende Veränderung

des Denkens. Mädchen werden noch immer nur als Werkzeug gesehen, um durch Brautpreise mehr Vieh zu akkumulieren“, sagt Emmanuel. „Dabei könnte es unserer gesamten Gegend viel besser gehen, wenn Mädchen Bildung erhalten würden, am Arbeitsmarkt teilnehmen und so ihre Familien unterstützen könnten.“ In Debatten verweist er auf Lomoti als Beispiel. „Ich sage dann: Der Fußball hat ihr Wege zur Bildung eröffnet, und sie ist nun diejenige, die ihren alten Vater unterstützt – niemand muss für sie einen Brautpreis bezahlen, denn sie kann sich die Ziegen selbst kaufen.“

Mittlerweile ernannte der kenianische Fußballverband Lomoti zur Repräsentantin für die Turkana-Region. In dieser Funktion organisiert sie unter anderem die Jugendlichen beider Geschlechter.

Erfolgsgeschichten gibt es auch unter den Spielerinnen: 56 Mädchen aus dem Programm erhielten Sportstipendien an einer renommierten Schule in Kenia. Talentscouts schauen immer wieder bei den Trainingseinheiten vorbei und entdecken dabei Spielerinnen.

Zu den Familien, die davon profitierten, gehört die von Iyanae Martha: Ihre Tochter ist eine Stipendiatin. „Ich habe fünf Kinder und hätte niemals eines davon auf eine so teure Schule schicken können“, sagt sie. Besonders stolz sei sie darauf, dass ausgerechnet eines ihrer Mädchen ausgewählt wurde. Anfangs habe es in der Gemeinde Skepsis gegenüber dem Projekt gegeben – doch inzwischen hätten die meisten verstanden, wie weit Fußball auch Mädchen bringen kann. „Ich wünschte, das Projekt hätte es schon in meiner Kindheit gegeben“, sagt Martha. „Was Rael tut, gibt allen Frauen der Turkana Hoffnung.“

TEAMMITGLIEDER ERHALTEN ZUGANG ZU HYGIENEARTIKELN

Wer kein Stipendium erhält, wird dennoch im Bildungsbereich unterstützt. „All unsere Teammitglieder erhalten Lernmaterialien, Trikots und Damenbinden – was nach wie vor eine große Herausforderung darstellt, da Tausende von Mädchen und Frauen Schwierigkeiten haben, Zugang zu Hygieneartikeln, sauberem Wasser und Aufklärung zur Menstruationshygiene zu erhalten; darüber hinaus werden 120 besonders schutzbedürftige Mädchen im Rahmen des Ernährungsprogramms unterstützt“, berichtet Lomoti.

Die 18 Trainer*innen der Teams bieten zusätzlich zum Training Workshops – etwa zu Frauenrechten oder politischer Bildung – sowie Gesprächsrunden an. So oft es ihr möglich ist, organisiert Lomoti samstags in Lodwar ein Turnier, bei dem die verschiedenen Desert-Roses-Teams gegen-

„Es hieß: Fußball ist nichts für Mädchen, das seien westliche Methoden, die bei den Turkana nichts verloren hätten.“

einander antreten. Und: Auch Jungen dürfen mitspielen. In jeder Alterskategorie (13, 15 und 17 Jahre) gibt es inzwischen auch Desert-Roses-Jungenmannschaften.

SPENDEN NEHMEN AB

Gleichzeitig ist die finanzielle Lage schwieriger geworden. Lomoti sagt, dass Spenden wegen der weltweiten Krisen stark zurückgegangen seien – in diesem Jahr habe man deshalb nicht alle Mädchen mit Büchern ausstatten können. „Für die Damenbinden reicht das Geld im Moment auch nicht“, fügt sie hinzu.

Viele Spielerinnen möchten später Fußballerin oder Trainerin werden. Eine von ihnen ist Mary Lokaale Ewoi. „Durch Fußball habe ich etwas, was mir eine Richtung gibt, worauf ich all meine Gedanken lenken kann“, sagt die 17-Jährige. Kapitänin Lilian wiederum verfolgt andere Ziele. Für sie ist an Desert Roses besonders wichtig, dass sie verlässlich Schulbücher bekommt – denn sie will studieren und vielleicht Ärztin werden.

LINKS

[Turkana Desert Roses](#)

[Rael Lomotis Buch "Roses Will Rise" \(Englisch\) ist erhältlich über die zivilgesellschaftliche Organisation Vice Versa.](#)



KATHARINA WILHELM OTIENO

ist Redakteurin bei E+Z und arbeitet zeitweise in Nairobi.

euz.editor@dandc.eu



Foto: Rawtime

Wann immer die NGUVU Homeboyz spielen, drängt sich die ganze Stadt rund um den Platz.

GEMEINNÜTZIGE ORGANISATIONEN

Wie ein Fußballprojekt das Leben junger Menschen in Kenia verändert

In ganz Kenia engagieren sich seit Jahren lokale Sportorganisationen – oft mit Schwerpunkt auf Fußball – für benachteiligte Jugendliche dort, wo der Staat versagt. Da öffentliche Mittel für große Entwicklungsorganisationen schwinden, werden sie immer wichtiger. Unsere Autorin Alba Nakuwa arbeitet in Teilzeit für ein solches Projekt und berichtet über dessen Arbeit.

NGUUVU Edu Sport („NGUVU“ heißt auf Kiswahili „Kraft“) ist ein Beispiel dafür, wie sich die Rolle kleiner Basisprojekte wandelt – und ihre Aufgaben immer umfangreicher werden. Ursprünglich konzentrierte sich die Organisation auf Fußball, Mentoring und Bildungsförderung, doch angesichts der zunehmenden Nöte und wachsenden Verzweigung der lokalen Bevölkerung hat sie ihr Angebot erweitert. Heute unterstützt NGUVU auch dabei, Grundbedürfnisse wie Nahrung, Unterkunft und medizinische Versorgung zu decken.

Das Projekt wurde vor zwölf Jahren in Juja gegründet, einer Stadt im Großraum Nairobi. Zunächst bot es talentierten, benachteiligten Jungen eine Möglichkeit, Fußball zu spielen. Von Anfang an ging es aber auch darum, Werte wie Selbstvertrauen, Respekt und Toleranz zu fördern. Später gründete NGUVU auch ein Mädchen-Team und erweiterte sein Angebot um weitere sportliche Aktivitäten wie etwa Tanz.

Vor dem Hintergrund zunehmender Notsituationen aufgrund extremer Wetterereignisse und des globalen Wirtschaftsabschwungs nach der Covid-19-Pandemie entschied sich NGUVU für einen umfassenderen Ansatz. Das durch Spenden finanzierte Projekt unterstützte fortan nicht nur die Kinder in seinen Teams, sondern auch deren Familien – es half ihnen, die Miete zu bezahlen, Arztrechnungen zu begleichen oder in Notlagen für Essen auf dem Tisch zu sorgen.

Für die Begünstigten dieser gemeinnützigen Organisation war Fußball daher schon immer mehr als nur ein Sport: Er hat ihnen den Weg zu Bildung, Stabilität und neuen Chancen geöffnet.

BILDUNG UND SPORT

Susan Naboi erinnert sich, wie schwierig und ungewiss das Leben war, ehe sie zu der Organisation kam. Schulgebühren, Uniformen und selbst einfache Lernmaterialien waren oft unbezahlbar: „Manchmal musste ich mit leerem Magen zur Schule gehen und sollte trotzdem gute schulische Leistungen erbringen.“ Möglichkeiten, nach der Schule Fußball zu spielen oder sich mit Gleichaltrigen in einer sicheren Umgebung zu treffen, habe es kaum gegeben, sagt sie.

Als südsudanesische Geflüchtete war Susan nicht sicher, ob sie die Schule würde abschließen können. Doch NGUVU gab ihr eine Zukunftsperspektive. Susan studiert inzwischen Sportwissenschaft an der größten Universität des Landes und spielt für deren Frauenfußball-Team sowie für die Mädchenmannschaft von NGUVU.

John Eketo ist Torwart der Jungenmannschaft NGUVU Homeboyz FC. Er wuchs mit einer alleinerziehenden Mutter auf und bekam mit, wie sehr sie kämpfen musste, um ihn und seine Geschwister großzuziehen. Sie hatte ständig Schwierigkeiten, für Schulgebühren und Grundbedürfnisse aufzukommen, und es war oft unklar, ob John die Schule weiter würde besuchen können.

Mithilfe der Organisation konnte er sogar sein Studium ohne Unterbrechung verfolgen. „Zu diesem Programm zu gehören, ist für mich ein Privileg“, sagt John. Er studiert Elektrotechnik und hofft auf eine Anstellung nach dem Studium oder darauf, ein eigenes Unternehmen zu gründen.

Fußball ist nach wie vor sehr wichtig für ihn. Die NGUVU Homeboyz trainieren viermal pro Woche, und fast jeden Sonntag haben sie ein Spiel. Derzeit spielt die Mannschaft in der dritthöchsten Liga Kenias und ist der Stolz der ganzen Stadt – nur wenige Teams aus der Region haben es jemals so weit gebracht.

An Spieltagen versammeln sich die Zuschauer*innen am Stadtrand auf einem sandigen Platz, der bei Regen zu einem einzigen Schlammfeld wird. Leute aus ganz Juja kommen, um zuzuschauen, und bei Auswärtsspielen versuchen die, die es sich leisten können, mitzufahren.

FUSSBALL BEDEUTET SICHERHEIT

„In Juja gibt es sehr viel Kriminalität“, sagt der Cheftrainer des Projekts, Fredrick Owuor. Wie die anderen drei Trainer ist auch er in dieser Stadt aufgewachsen. „Fußball ist hier nicht nur ein Sport oder ein Zeitvertreib. Er hält junge Menschen von der Straße fern, wo sie mit Drogen in Kontakt kommen, Opfer von Straftaten werden oder – aus der Armut heraus – selbst kriminell werden.“

Wenn sie trainieren oder Spiele haben, sind seine Jungs in Sicherheit, fügt er hinzu. Das Programm gebe den jungen Männern zudem Struktur und ein Zugehörigkeitsgefühl in einem Alltag, der vielen von ihnen ansonsten wenig Perspektiven bietet.

Das gilt noch mehr für Mädchen. In Juja gibt es viele Teenager-Schwangerschaften, besonders in benachteiligten Familien, und junge Mütter haben kaum eine Chance, dem Teufelskreis der Armut zu entkommen. Deshalb ist es besonders wichtig, dass junge Frauen sichere Orte haben, wo sie Sport treiben und Kontakte knüpfen können. Solche Möglichkeiten können entscheidend sein, um Selbstvertrauen aufzubauen, mit sozialem Druck umzugehen und die Schule nicht abzubrechen.

ALLES WEGEN DES „MZUNGU“?

Bei Ligaspielen bekommen die NGUVU Homeboyz von anderen Mannschaften oft zu hören, sie seien ja nur „wegen des Mzungu“ so weit gekommen. In Ostafrika ist „Mzungu“ eine Sammelbezeichnung für weiße Menschen. Hier ist konkret Lothar Firlej gemeint, ein ehemaliger Stützpunkttrainer des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) und Sportlehrer aus Deutschland. Nachdem er eine Weile für einen katholischen Orden in Kenia tätig war, gründete er NGUVU Edu Sport.

Firlej lächelt über solche Behauptungen: „Letztlich sind es ja die Jungs, die spielen.“ Für den 64-Jährigen sind ohnehin nicht die Ergebnisse das Entscheidende. „Bei dem Programm geht es auch darum, jungen Menschen wichtige Werte zu vermitteln, die sie für ihre Zukunft brauchen – Teamwork, Respekt, Verantwortungsbewusstsein und Disziplin.“

Zusätzlich zum Sportprogramm bietet NGUVU regelmäßig Workshops für Kinder und Jugendliche an, die die Trainer*innen oder externe Referierende leiten – etwa zu Gewaltprävention, Geschlechterrollen, verantwortungsvollem Umgang mit Medien oder Erster Hilfe.

EINSPRINGEN, WO DER STAAT FEHLT

NGUVU zeigt beispielhaft, wie Basissportinitiativen zu übergeordneten Entwicklungszielen beitragen können. Solche Programme helfen jungen Menschen, die Schule zu beenden, und verbessern so ihre beruflichen Aussichten und finanziellen Chancen. In ganz Kenia übernehmen ähnliche lokale Initiativen still und leise Aufgaben, die weit mehr sind als Talentförderung. Sie schließen Lücken im öffentlichen Sozialsystem, besonders in Gebieten, wo es viele einkommensschwache Haushalte gibt.

So wird Fußball dort, wo der Staat nicht in Erscheinung tritt, ein Weg zur sozialen Absicherung. Für junge Menschen wie Susan und John sind es vor allem gemeinnützige Organisationen, die einspringen und wichtige Hilfe leisten, etwa bei Bildung, medizinischer Versorgung oder Ernährung – Leistungen, für die eigentlich der Staat verantwortlich sein sollte. Dieser versagt aus verschiedenen Gründen jedoch oft – etwa wegen Misswirtschaft und hoher Kosten für den Schuldendienst. An Orten wie Juja füllt die Mischung aus Sport und Sozialarbeit daher Lücken, die Familien und öffentliche Einrichtungen kaum allein schließen können.

NGUVU ist nur eine von vielen Organisationen in Kenia, die ähnlich agieren. Heute unterstützt das Programm mehr als 80 junge Spieler*innen in drei Mannschaften und außerdem – in geringerem Umfang – deren Ge-

schwister und andere Familienangehörige. Inzwischen werden mehr als 300 Jugendliche unterstützt. Zudem nehmen 200 ältere Menschen alle zwei Wochen an einem Programm für Senior*innen teil, das seit drei Jahren besteht. Dieses Modell aufrechtzuerhalten, ist allerdings eine permanente Herausforderung.

Es ist daher wenig erstaunlich, dass viele solcher lokaler Sportinitiativen von Menschen aus der westlichen Welt gegründet oder geleitet werden – den lokalen Gemeinschaften fehlt oft schlicht das Geld dafür. Es gibt auch erfolgreiche kenianische Initiativen, doch diese arbeiten meist weniger ganzheitlich. Viele Programme sind auf Spenden aus Europa oder den USA sowie auf Partnerschaften mit diesen Regionen angewiesen, die sich oft leichter sichern lassen, wenn ein Gründungsmitglied bereits über persönliche Kontakte verfügt.

Die wachsende finanzielle Unsicherheit schränkt NGUVU und viele andere Basisinitiativen ein – hinsichtlich der Zahl der Begünstigten wie auch der Kontinuität der möglichen Unterstützung. „Der Bedarf wächst, aber die Ressourcen schrumpfen in den letzten Jahren eher“, sagt Firlej. Das Projekt muss also immer schwierigere Entscheidungen darüber treffen, wen es unterstützt. „Die Menschen in der Gemeinde wissen, was wir tun, und seit wir uns nicht mehr nur auf Fußball konzentrieren, erreichen uns unzählige Anfragen von Familien, die noch nicht am Programm teilnehmen.“

Dies zeigt einen zentralen Konflikt: Gemeindebasierte Organisationen können zwar flexibel und reaktionsfähig sein, aber die Reichweite und Stabilität öffentlicher Systeme können sie nicht ersetzen. Dennoch bereut Firlej nicht, dass das Sportprojekt erweitert wurde und nun auch Grundbedürfnisse abdeckt: „Es ist klar, dass man das große Ganze im Blick haben muss – niemand kann mit leerem Magen Fußball spielen.“

LINK

nguvuedusport.org



ALBA NAKUWA

ist eine freie Journalistin aus dem Südsudan. Sie lebt in Nairobi, Kenia, und arbeitet in Teilzeit als Trainerin für die Mädchenmannschaft von NGUVU.

albanakwa@gmail.com

GEN Z

„Kliniken vor Stadien“: Marokkos Jugend- proteste und der Fußball

Marokko investiert kräftig in Sport-Infrastruktur: als einer der Gastgeber der Fußball-Weltmeisterschaft 2030 und auch bereits für den Afrika-Cup zu Beginn dieses Jahres. Zugleich kämpfen Krankenhäuser und Schulen weiterhin mit chronischer Unterfinanzierung. Die digital vernetzte Jugendbewegung „GenZ 212“ protestiert gegen dieses Ungleichgewicht und hinterfragt lautstark die Prioritäten bei der Entwicklung des Landes.

VON SALMA MANSOURI

Was online mit anonym geführten Diskussionen begann, entwickelte sich im September 2025 zu heftigen politischen Protesten in mehreren Städten des Landes. Die Bewegung „GenZ 212“, benannt nach der marokkanischen Ländervorwahl +212, wird von grundlegenden gesellschaftlichen Themen umgetrieben: Ungleichheit, öffentliche Dienstleistungen und was „nationaler Fortschritt“ für Marokko eigentlich bedeutet.

Die jungen Demonstrierenden zeigten sich insbesondere frustriert über die Kluft zwischen Marokkos internationalen Ambitionen und dem oft bitteren sozialen Alltag. Sie stellen die Prioritäten infrage, nach denen staatliche Gelder ausgegeben werden.

Im Fokus ihrer Kritik stehen Investitionen für große Fußball-Veranstaltungen: den zwischen Dezember 2025 und Januar 2026 von Marokko ausgerichteten Afrika-Cup (AFCON) sowie die FIFA Fußball-Weltmeisterschaft 2030, bei der Marokko neben Portugal und Spanien als Hauptgastgeber

fungieren wird. Zugleich sind das Bildungs- und das Gesundheitssystem in Marokko unterfinanziert. Es mangelt an medizinischer Ausrüstung und Fachpersonal. Als im September in einem Krankenhaus in Agadir acht Frauen nach Geburten per Kaiserschnitt starben, entlud sich eine Welle der Wut.

„Welches Signal senden massive Investitionen in Sport-Infrastruktur an Jugendliche, von denen viele ihre Zukunft als zunehmend ungewiss beschreiben?“



Foto: picture alliance / Hans Lucas / Issam Zerrok

Demonstration von GenZ 212 vor dem marokkanischen Parlament in Rabat im Oktober 2025.

AUF ONLINE-PLATTFORMEN ORGANISIERT

Wie viele andere Gen-Z-Protestbewegungen ist auch GenZ 212 lose im digitalen Raum organisiert. Auf der Plattform Discord kamen bald Hunderttausende User*innen zusammen. Eine neue Generation artikulierte dort ihre politischen und sozialen Forderungen – und trug sie in die Öffentlichkeit. Slogans wie „Kliniken vor Stadien, Gesundheit vor Sport“ hallten in den Straßen Marokkos.

Die Regierung dagegen hatte AFCON 2025 schon im Vorfeld als Erfolgsgeschichte präsentiert, ein Symbol für Marokkos wachsenden regionalen Einfluss. Laut Regierung brachte der Wettbewerb umgerechnet 1,5 Milliarden Euro ein und deckt bereits 80% der Infrastrukturausgaben für die WM 2030.

HOHE JUGENDARBEITSLOSIGKEIT

Doch welches Signal senden massive Investitionen in Sport-Infrastruktur an Jugendliche, von denen viele ihre Zukunft als zunehmend ungewiss beschreiben? Laut der

marokkanischen Behörde HCP (Haut Commissariat au Plan) haben 2,9 Millionen Marokkaner*innen zwischen 15 und 29 Jahren weder eine Arbeit noch gehen sie zur Schule oder sind in Ausbildung. Die Jugendarbeitslosigkeit schwankt regional zwischen 28% und 40%. Diese Generation – frustriert und unter hohem wirtschaftlichem Druck – sah im Afrika-Cup weniger einen Anlass zum Feiern als den Ausdruck einer verzerrten Realität.

„Wir sind keine Unruhestifter“, sagt der 22-jährige Achraf (Name geändert), Student der Ingenieurwissenschaften in Rabat. „Wir wollten nur unsere Grundrechte einfordern. Wir sind nicht gegen Fußball oder Großveranstaltungen, aber nicht, solange Frauen noch in Krankenhäusern sterben, nicht, solange das Gesundheitssystem chaotisch ist, und nicht, solange sich das Bildungswesen verschlechtert.“

Als Quelle seiner Frustration nennt Achraf das Ungleichgewicht in der Gesellschaft. „Wir haben nur um Würde ge-

„Die Marokkanische Vereinigung für Menschenrechte (AMDH) hat zahlreiche Menschenrechtsverletzungen im Zusammenhang mit den Protesten der GenZ 212 dokumentiert.“

beten. Um ein Marokko, in dem alle Menschen gleich sind“, sagt er. „Es ist seltsam, dass wir 2026 immer noch um so etwas bitten, während Milliarden für internationale Veranstaltungen ausgegeben werden.“

Achraf erinnert daran, dass viele junge Menschen im Rahmen der Proteste verhaftet und verurteilt worden seien. „Wofür? Dafür, dass wir Fragen zu unserem eigenen Land gestellt haben.“ Er kritisiert zudem den Abriss von Häusern in Rabat und Casablanca im Zuge des Afrika-Cups und der Fußball-WM.

KRITIK AN GESUNDHEITLICHER VERSORGUNG

Aus Casablanca beschreibt die 25-jährige Asmae (Name geändert) ein ähnliches Gefühl der Abkopplung der internationalen Ambitionen Marokkos von der alltäglichen Realität. „Was wir fordern, ist Ausgewogenheit“, sagt sie. „Mit derselben Entschlossenheit, mit der Stadien gebaut werden, sollten auch Krankenhäuser, Schulen und lokale Infrastruktur entstehen.“

Für sie ist das Problem nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch geografischer Natur. „Alles konzentriert sich auf wenige Großstädte“, sagt sie. „Wenn man eine medizinische Behandlung benötigt, muss man oft nach Rabat oder Casablanca fahren. In Notfällen ist das nicht immer möglich.“

Aus Sicht von Asmae lehnt GenZ 212 nicht die Entwicklung des Landes oder große nationale Projekte als solche ab, sondern versucht, neu zu definieren, was Zugehörigkeit bedeutet. „Wir fordern Fairness, Transparenz und Würde“, sagt sie. „Bildung, Gesundheitsversorgung und Chancen sollten kein Luxus sein – sie sind Rechte.“

SCHRUMPFENDER ÖFFENTLICHER RAUM

Für die Anwältin und Menschenrechtsaktivistin Sara Soujar ist die aktuelle Welle der Gen-Z-Proteste Teil einer längeren Entwicklung im Kampf um bürgerliche Freiheiten in Marokko – von der prodemokratischen „Bewegung des 20. Februar“ während des Arabischen Frühlings 2011 über Proteste in der Region Rif in den Jahren 2016/2017 bis hin zu anderen regionalen Mobilisierungen. Sie argu-

mentiert, die zugrunde liegenden Dynamiken seien weitgehend unverändert geblieben. Die Gen-Z-Bewegung sieht sie als „natürliche Fortsetzung der Protestgeschichte Marokkos“.

Soujars Ansicht nach haben jahrelange, offiziell angekündigte Reformen nicht zu einer Erweiterung des öffentlichen Raums geführt. Stattdessen beschreibt sie ein anhaltendes Muster der Beeinträchtigung von Meinungsäußerung, Organisation und friedlicher Versammlung. „Sowohl der öffentliche Raum als auch der Raum der Zivilgesellschaft unterliegen weiterhin verschiedenen Formen der Einschränkung“, kritisiert sie.

Die Gen-Z-Proteste, argumentiert Soujar, fielen unter die verfassungsrechtlich garantierte Meinungs- und Versammlungsfreiheit. „Die Debatte sollte sich darauf konzentrieren, die Achtung der Grundrechte zu gewährleisten und das Vertrauen zwischen Staat und Gesellschaft wiederherzustellen“, sagt sie.

TAUSENDE FESTNAHMEN

Die Marokkanische Vereinigung für Menschenrechte (AMDH) hat zahlreiche Menschenrechtsverletzungen im Zusammenhang mit den Protesten der GenZ 212 dokumentiert. Der Vereinigung zufolge wurden mehr als 2000 junge Menschen, auch Minderjährige, festgenommen – teils willkürlich. Gegen mehr als 1400 Personen seien Strafverfahren eingeleitet worden.

Laut AMDH-Präsidentin und Anwältin Souad Brahma beinhalten die dokumentierten Verstöße etwa übermäßige Repression, willkürliche Festnahmen und Einschränkungen der Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Zeug*innen berichten ihr zufolge von schwerwiegender psychischer Gewalt während der Haft. Auch sei die journalistische Berichterstattung zu den Protesten eingeschränkt worden. Insgesamt, so die Kritik der AMDH, setzten die marokkanischen Behörden im Umgang mit öffentlicher Kritik eher auf Eindämmung und Kontrolle, statt sich mit den sozialen Forderungen auseinanderzusetzen.

„Junge Marokkaner*innen sehnen sich nach wie vor nicht so sehr nach sportlichem Spektakel wie nach Würde, Gleichberechtigung und einer lebenswerten Zukunft.“

„EINE VORHERSEHBARE EXPLOSION“

Für den Ökonomen Najib Akesbi ist die Protestwelle das Ergebnis eines jahrzehntelang angesammelten Ungleichgewichts infolge anhaltender wirtschaftlicher und sozialer Verzerrungen, wie er während einer Konferenz im vergangenen Jahr erklärte. Siebzig Jahre nach der Unabhängigkeit Marokkos im Jahr 1956 liegt das Pro-Kopf-BIP bei etwa 4000 Dollar – laut Akesbi ein unzureichendes Niveau. Marokko steht im Human Development Index derzeit auf Rang 120 von 192.

Laut Akesbi zeichnet sich die aktuelle Protestwelle durch ihr Generationsbewusstsein und ihre digitale Identität aus. Die jungen Menschen sprächen nicht als isolierte soziale Gruppen, sondern als ganze Generation, mit einer eigenen Zukunftsvision.

TIEFGREIFENDE REFORMEN BLEIBEN AUS

„Jedes Mal wiederholt sich dasselbe Muster“, erklärt Akesbi mit Blick auf Proteste in Marokko seit den 1960er-Jahren. „Soziale Frustration baut sich auf, die Menschen protestieren, und die Reaktion zielt eher auf Kontrolle als auf Reformen ab.“

Im Zentrum steht laut Akesbi eine „Vertrauenskrise“. Aufeinanderfolgende Regierungen hätten wiederholt Reformen in den Bereichen Bildung, Gesundheitswesen und Regierungsführung versprochen, ohne aber strukturelle Veränderungen herbeizuführen. Das System habe sich nicht wesentlich weiterentwickelt.

Marokkos Wirtschaftsmodell beschreibt Akesbi als fragil. „Wir sind von Dingen abhängig, die wir nicht kontrollieren – Regen, Tourismus, ausländische Investitionen“, erklärt er. „Das ist keine Souveränität.“ Mit Blick auf die Jugend kritisiert Akesbi insbesondere, dass die Wirtschaft nicht genü-

gend Arbeitsplätze schaffe. „Man hat also eine Generation, die zwar gebildet, aber ausgeschlossen ist“, sagt er.

DIE WM 2030 STEHT VOR DER TÜR

Wohin dieser Mangel an Perspektiven führen kann, haben die Proteste vom Herbst 2025 gezeigt. Nun ist der Afrika-Cup vorbei, und Marokko bereitet sich auf die Fußball-WM vor. Für das Moroccan Institute for Policy Analysis (MIPA) ist dies ein „gewaltiges finanzielles Unterfangen und eine ebenso bedeutende Chance für wirtschaftlichen Aufschwung“. Wie stark der Aufschwung tatsächlich ausfallen wird, bleibt abzuwarten. Die Kosten liegen für Marokko schätzungsweise zwischen 5 und 6 Milliarden Dollar.

Während es um die Fußball-Infrastruktur in Marokko immer besser steht, bleiben grundlegende Forderungen der jüngeren Generation nach Verbesserungen im Bildungs- und Gesundheitswesen weiterhin unerfüllt. Wohin wird diese Entwicklung führen? Fest steht: Junge Marokkaner*innen sehnen sich nach wie vor nicht so sehr nach sportlichem Spektakel wie nach Würde, Gleichberechtigung und einer lebenswerten Zukunft.

Dieser Beitrag wurde in Zusammenarbeit mit [Egab](#) veröffentlicht.



SALMA MANSOURI

ist das Pseudonym einer marokkanischen Journalistin/eines marokkanischen Journalisten, der/die anonym bleiben möchte.

euz.editor@dandc.eu

FANKULTUR

Wie aus Fußballrivalen Verbündete wurden

In Kenia gibt es zahlreiche ethnische Gruppen, deren Unterschiede und Rivalitäten immer wieder zu Konflikten führten. Der Ethnologe Solomon Waliaula untersucht auf Grundlage langjähriger ethnografischer Forschung das besondere Verhältnis zweier benachbarter Gemeinschaften und die Rolle, die Fußball dabei spielt. Dabei zeigt sich: Insbesondere Fankulturen formen soziale Identitäten und bringen urbane Kulturen hervor, in denen indigene Traditionen und Populärkultur miteinander verschmelzen.

VON SOLOMON WALIAULA



Foto: Kelly Ayodi

Die Begegnungen zwischen Gor Mahia (grünes Trikot) und den AFC Leopards sind nach wie vor ein Highlight der kenianischen Fußballsaison.

Die Luo und die Luhya gehören zu den größeren ethnischen Gemeinschaften Kenias. Obwohl beide ursprünglich aus benachbarten Regionen im Westen des Landes stammen, gehören sie unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Gruppen an: Die Luo sind nilotischen Ursprungs, die Luhya gehören zur ethnischen Familie der Bantu. Auch ihre Sprachen unterscheiden sich deshalb unter anderem grundlegend. In früheren Zeiten waren die Beziehungen zwischen den Gemeinschaften, die diesen größeren Gruppierungen angehörten, mitunter von Konflikten geprägt. Bis heute ziehen es einige ihrer Mitglieder vor, mit Menschen aus Gruppen innerhalb ihrer eigenen erweiterten ethnischen Familie zu verkehren, beispielsweise im sozialen, politischen oder beruflichen Umfeld.

Heute leben sowohl die Luo als auch die Luhya in Nairobi und anderen urbanen Zentren. In den 1950er- und frühen 1960er-Jahren zogen viele junge Menschen aus dem Westen Kenias, überwiegend Männer, nach Nairobi, um in der wachsenden Stadt Arbeit zu finden. Da die Kolonialregierung politische Organisationen afrikanischer Bevölkerungsgruppen untersagte, gründeten viele Zugewanderte stattdessen Wohlfahrts- und Gemeinschaftsvereine. Sie definierten sich häufig über ihre gemeinsame Sprache, ihre Herkunftsregion oder ethnische Zugehörigkeit. Der Fußball wurde zu einem der wichtigsten öffentlichen Räume, in dem sich solche Vereine organisieren und sich Gehör verschaffen konnten.

In diesem Umfeld entstanden auch jene Vereine, aus denen später der Gor Mahia FC, das Team der Luo, und die AFC Leopards, das Team der Luhya, hervorgingen. Auf Seiten der Luo wurde Luo Union rasch zum zentralen Verein. Bei den Luhya war die Situation komplexer, da sie keine homogene Gruppe darstellen, sondern sich aus mehreren Gemeinschaften zusammensetzen. Anfangs existierten deshalb verschiedene Vereine nebeneinander, darunter der Marama FC, Bunyore FC und Samia United.

WIE ETHNISCHE ZUGEHÖRIGKEIT DIE FUSSBALLGESCHICHTE KENIAS GEPRÄGT HAT

Tatsächlich spielte dieser Unterschied eine wichtige Rolle. Als 1963 die erste kenianische Nationalliga gegründet wurde, stammten sieben der zehn Teams aus Nairobi und setzten sich überwiegend aus Angehörigen der Luo- und Luhya-Gemeinschaften zusammen. Während sich die Luo weitgehend hinter einem Verein versammelten, waren die Luhya auf mehrere kleinere Clubs verteilt. Führende Persönlichkeiten der Luhya drängten deshalb darauf, die Vereine zusammenzuführen und so eine stärkere Mannschaft hervorzubringen. Letztlich entstand so der AFC Leopards, der zuvor Abaluhya United FC hieß. Der Verein sollte unterschiedliche Luhya-Untergruppen in einer gemeinsamen sportlichen Institution vereinen.

Doch auch die Luo Union blieb nicht frei von internen Reibereien. Die politische Rivalität zwischen den beiden bedeutenden Luo-Politikern Jaramogi Oginga Odinga und Tom Mboya wirkte zeitweise bis in den Fußball hinein und führte zu Konflikten. Mit der Zeit wurden sie allerdings überwunden, und der Verein gründete sich infolgedessen unter dem Namen Gor Mahia neu. Der Name hat eine tiefe kulturelle Bedeutung, da er sich vom Beinamen eines legendären Medizinmannes aus der Mythologie der Luo ableitet.

DAS STADION ALS RITUELLER RAUM

Beide Clubs dominierten später den kenianischen Fußball und wurden in ganz Ostafrika bekannt. Gleichzeitig repräsentieren sie die beiden großen ethnischen Gemeinschaften. Spiele zwischen Gor Mahia und AFC Leopards verwandelten die Stadien so in rituelle Räume. Die tief verwurzelte Rivalität zwischen den Teams spielte sich vor dem Hintergrund einer beinahe karnevalesken Fankultur ab, geprägt von Gesängen, Tänzen und der stolzen Zurschaustellung ethnischer Identität durch Symbole und Mystik. Die Fans verbanden das globale Phänomen Fußball mit der Politik ethnischer Zugehörigkeit in einem relativ jungen, unabhängigen Staat, der sich gleichzeitig mitten im Staatsaufbau und in politischen Machtkämpfen befand.

„Die Rivalität trennte die Vereine jedoch nicht nur – sie verband sie interessanterweise auch. Jede Seite brauchte den jeweils anderen als Gegner.“

Während der Regierungszeit von Präsident Daniel Arap Moi zwischen 1978 und 2002 waren beide Vereine stark auf politische Unterstützer*innen aus ihren jeweiligen Gemeinschaften angewiesen. Da der Fußball zu der Zeit noch nicht vollständig professionalisiert war, benötigten viele Spieler zusätzlich oft eine Beschäftigung außerhalb des Sports. Einflussreiche Förderer*innen verhalfen ihnen zu Jobs im öffentlichen Dienst, in halbstaatlichen Unternehmen oder in Privatfirmen. Das nutzte nicht nur den Clubs, sondern auch den Politiker*innen, die durch ihre Nähe zu den beliebten Mannschaften an Bekanntheit und Unterstützung gewannen.

Die Rivalität der Vereine trennte sie jedoch nicht nur – sie wirkte auch verbindend. Jede Seite brauchte die jeweils

andere als Gegner. Erst durch die Fankultur mit ihren Gesängen, Tänzen, verbalen Schlagabtauschen und provokanten Sticheleien brachte sie ihre eigene soziale Identität in Abgrenzung zum gegnerischen Team zum Ausdruck. Genau darin lag die gesellschaftlich verbindende Rolle des Fußballs: Er bot letztlich eine gemeinsame Bühne, auf der Unterschiede zum Ausdruck gebracht werden konnten, ohne dabei unbedingt gegen übergeordnete soziale Normen zu verstoßen.

Hinzu kommt, dass die Luo und Luhya im Stadion eben nicht nur als unterschiedliche ethnische Gruppen aufeinandertrafen, sondern auch als Teil desselben gemeinschaftlichen Rituals. Das führte zwar mitunter zu Spannungen und Provokationen, schuf aber zugleich auch Vertrautheit und ein Gefühl gegenseitiger Verbundenheit.

POLITISCHE ALLIANZEN UND GLOBALES SPORT-FERNSEHEN

Seit den 1990er-Jahren hat sich diese Entwicklung weiter verstärkt. Die Rückkehr zur Mehrparteiendemokratie eröffnete neue Wege für eine ethnisch geprägte politische Mobilisierung. Gleichzeitig führten Strukturanpassungsprogramme zum Abbau staatlicher Arbeitsplätze und schwächten die Patronagenetzwerke, auf die viele Vereine angewiesen waren. Gor Mahia und die AFC Leopards wurden formell professioneller, zugleich aber finanziell instabiler.

Zwei weitere Entwicklungen um die Jahrtausendwende veränderten die Fankultur zusätzlich. Zum einen entstanden neue politische Bündnisse, die die Luo und Luhya einander näherbrachten. Denn seit den frühen 2000er-Jahren unterstützten beide denselben Politiker: Oppositionsführer Raila Odinga aus dem Westen Kenias.

Zum anderen verbreitete sich in der Zeit das globale Sportfernsehen, wodurch sich die Perspektiven vieler Fans allmählich weiteten und zahlreiche junge Menschen begannen, neben lokalen Teams auch europäische Vereine zu unterstützen. Die Fußballbegeisterung löste sich dadurch teilweise von der ethnischen Zugehörigkeit und öffnete sich den vielfältigen Einflüssen von außen. Das spiegelt auch die Realität vieler jüngerer Fans wider, die in ethnisch gemischten Stadt- und Vorstadtvierteln aufgewachsen sind und ein breiteres Verständnis ihrer ethnischen Identität entwickelt haben.

„SCHWÄGER“

All das zeigt sich heute im Verhältnis zwischen den Anhänger*innen von Gor Mahia und den AFC Leopards. Die Rivalität aus früheren Jahrzehnten ist schwächer geworden. Es ist inzwischen ganz normal, dass Gor-Mahia-Fans zu den typischen Isukuti-Rhythmen tanzen, die traditionell eigent-

lich mit den AFC-Leopards-Anhänger*innen verbunden werden. Ebenso stehen Fans beider Vereine oft in den Tribünenbereichen des jeweils anderen Clubs.

Ein vielsagendes Zeichen ist der Name, den die Fans heutzutage oft füreinander verwenden: „mashemeji“, was auf Kiswahili, einer der Amtssprachen Kenias, „Schwäger“ bedeutet. Einerseits verweist der Begriff auf die lange Geschichte tatsächlicher Heiraten zwischen Angehörigen der Luo- und Luhya-Gemeinschaften im Westen Kenias. Andererseits beschreibt er eine Form sozialer Solidarität, die aus Jahrzehnten gemeinsamer Fußballkultur und den jüngeren politischen Entwicklungen hervorgegangen ist.

Gor Mahia und die AFC Leopards stehen damit für weit mehr als nur eine berühmte Fußballrivalität. Sie veranschaulichen, wie Sport soziale Unterschiede hervorheben und sie gleichzeitig in einem gemeinsamen öffentlichen Rahmen einbinden kann. Fußball lässt die ethnische Identität nicht verschwinden und kann sie manchmal sogar verstärken. Doch indem Unterschiede in gemeinsame Rituale, vertraute Rollen und wiederkehrende Begegnungen eingebettet werden, kann Rivalität auch in Solidarität übergehen. Genau darin liegt die integrative Kraft des Fußballs: Er schafft emotionale Bindungen und ein Zugehörigkeitsgefühl, das letztlich sogar Rivalen einander näherbringt.

QUELLEN

Nasong'o, W. S., 2022: The politics of soccer management in Kenya: The rise and decline of a popular sport. In: Ayuk, A. E. (eds): Football (Soccer) in Africa. Global Culture and Sport Series. Palgrave Macmillan, Cham.

Siundu, G, 2011: European football worlds and youth identifications in Kenya. African Identities 9.3 (2011): 337-348.

Waliaula, S., and Okong'o, J. B., 2014: Performing Luo Identity in Kenya: Songs of Gor Mahia. In: Identity and nation in African football: Fans, community, and clubs. London: Palgrave Macmillan UK, 83-98.



SOLOMON WALIAULA

ist Professor für Literatur- und Kulturwissenschaften an der Maasai Mara University in Kenia.

solomonwaliaula@gmail.com

Das Trainerteam der tansanischen Nationalmannschaft der Männer beim Qualifikationsspiel für den Afrika-Cup.



Foto: Carolin Braun

INTERNATIONALER FUSSBALL

„Der erste Gedanke ist: Da brauchen wir jetzt einen Mann“

Die deutsche Sportwissenschaftlerin und Fußballtrainerin Carolin Braun war die wohl erste Frau im Trainerteam einer Männernationalmannschaft – in Botsuana. Heute arbeitet sie für die FIFA. Wir sprachen mit ihr über Diversität im Fußball, Ungleichheit in internationalen Turnieren, ein umgebuchtes Rückreiseticket – und wieso es ausgerechnet in Botsuana möglich war, dass eine Frau zur Herren-Nationalmannschaft kam.

Deutschland diskutiert seit einigen Wochen über die erste Cheftrainerin in der Männer-Bundesliga. In Kenia trainiert seit zwei Jahren zum ersten Mal eine Frau in der Kenyan Premier League. Das ist eine Sensation, denn Trainerinnen sind im Männerfußball immer noch eine völlige Ausnahme. Sie selbst waren die weltweit erste Assistentztrainerin in einer Männer-Nationalmannschaft. Wie sind Sie nach Botsuana gekommen?

Ich habe an der Technischen Universität München gearbeitet, als ein spannendes Projekt in Botsuana ausgeschrieben wurde. Ich habe mich beworben, aber eigentlich nicht gedacht, dass ich den Job bekommen würde, denn es war ein Männerfußballprojekt. Am Ende sollte der botsuanische Fußballverband, die Botswana Football Association (BFA), aus drei Kandidat*innen auswählen. Die anderen beiden waren Männer und hatten gute Qualifikationen, also dachte ich, damit bin ich raus. Aber die BFA hat sich tatsächlich für mich entschieden. Und ich dachte: Wenn sie so offen sind, dann interessiert mich das erst recht. Also bin ich von 2019 bis 2022 nach Botsuana entsandt worden – für ein Projekt vom Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB), dem Deutschen Fußball-Bund (DFB) und dem Auswärtigen Amt (AA).

Da ging es aber erst mal noch nicht um die Nationalmannschaft?

Nein, das war auch nicht geplant. Ich sollte Fußballentwicklung unterstützen, Talente sichten und fördern, Trainer*innen aus- und fortbilden und habe auch den Frauenfußball unterstützt. Mit meinen Erfahrungen und weil ich eine UEFA-A-Lizenz habe, mit der man im Profifußball arbeiten kann, konnte ich Ausbilderin für die CAF werden – dem afrikanischen Fußballdachverband, der Confédération Africaine de Football. Ich habe einen Schwerpunkt auf Ausbildungen für Trainer*innen gelegt, die sonst keine Möglichkeiten haben, Kurse zu besuchen. Dafür war ich viel unterwegs in den Regionen, bin auch schon mal elf Stunden mit dem Auto hingefahren. Genau in dem Zeitraum kam es dann zu einem Trainerwechsel bei der Männernationalmannschaft. Der neue Cheftrainer, Adel Amrouche, hat mich mehrfach angefragt, in seinem Trainerteam dabei zu sein, aber ich habe immer abgelehnt. Ich hatte ja schon eine Aufgabe, die mir auch sehr wichtig war. Die Nationalmannschaft war gar nicht mein Ziel – und wenn ich jetzt darüber nachdenke, habe ich auch nie wirklich Ja gesagt.

Wie ist es dann doch dazu gekommen?

Ich war mit der Frauennationalmannschaft im Ausland unterwegs, und als ich zurückfliegen wollte, hat mir der Teammanager gesagt: „Dein Ticket wurde umgebucht. Du fliegst jetzt direkt zur Männernationalmannschaft weiter, die gerade ein Camp in Ägypten hat.“ Er hat einfach nicht locker gelassen, weil er es für eine gute Idee hielt. Ich musste la-

chen – und war dann natürlich auch gerne dabei. Ich habe dann an vielen Tagen beides gemacht, habe erst acht Stunden Trainerausbildung gegeben und war danach bei der Nationalmannschaft.

Wie wurde das aufgenommen von den Spielern und von den Fans?

Die Spieler haben vielleicht kurz komisch geguckt, aber der Coach hat von Anfang an klargemacht: Caro ist die Assistentin, und er will keine Widerrede. Dann waren wir direkt auf dem Platz, und alles andere war vergessen. Es macht einfach Spaß, wenn man bei der Sache ist. Wir haben uns zusammen auf die Qualifikation für die Afrikameisterschaft und die WM-Qualifikation vorbereitet. Bei den Fans war es gemischt – manche haben es gefeiert, andere fanden es seltsam. Die mediale Aufmerksamkeit war jedenfalls enorm.

„Auch in Deutschland oder anderen europäischen Ländern sind wir bei der Nationalmannschaft noch weit davon entfernt, dass eine Frau Trainerin wird – und eigentlich überall auf der Welt.“

Was war der größte Fußball-Erfolg für Sie in Botsuana?

Wir haben uns mit der Frauennationalmannschaft zum ersten Mal für die Afrikameisterschaften qualifiziert. Ich habe das Trainerinnenteam als Technical Advisor begleitet, saß auf der Bank und war bei jedem Training dabei.

Stand hier auch zur Debatte, dass Sie als Trainerin einsteigen?

Das hätte ich auf keinen Fall gewollt, denn bei den Frauen gab es ja ein bestehendes Trainerinnenteam. Es hätte dann eine Trainerin aus Botsuana gehen müssen.

Wäre eine Assistentztrainerin bei der Nationalmannschaft in Botsuana damals auch vorstellbar gewesen, wenn Sie nicht von außen gekommen wären?

Bei den Männern? Nein, auf keinen Fall. Aber das gilt ja nicht nur für Botsuana. Auch in Deutschland oder anderen europäischen Ländern sind wir bei der Nationalmann-

schaft noch weit davon entfernt, dass eine Frau Trainerin wird – und eigentlich überall auf der Welt. Es hat zufällig gepasst: der richtige Zeitpunkt, der richtige Ort und ein Trainer, der Unterstützung wollte.

Sie waren zuvor schon als Ausbilderin in Gambia und Namibia. Es stößt sicher dem einen oder anderen auf, wenn Sie von außen kommen und mitmischen. Ausgerechnet als Europäerin – das hat ja auch eine koloniale Geschichte. Wie sind Sie damit umgegangen?

Man braucht sehr viel Empathie und ein Gefühl dafür, wie man sich verhalten kann. Ich habe immer betont, dass ich für Zusammenarbeit da bin und keine Richtung vorgeben will. In den Gremien habe ich anfangs oft gesagt: „Ich weiß, ich bin zu jung, ich bin eine Frau und ich bin Ausländerin.“ Wenn ich das etwas scherzhaft eingeführt habe, dann haben alle gelächelt und wir kamen ins Gespräch.

Ihre letzte Stelle als Assistentztrainerin in einer Männernationalmannschaft mit Adel Amrouche war in Tansania...

Da haben wir uns zum dritten Mal in der Geschichte des Landes für den Afrika-Cup qualifiziert. Das war ein Riesenerfolg. Anfang 2024 durften wir dann in der Elfenbeinküste unter anderem gegen Marokko mit Spielern wie Bono – Yassine Bounou – und Achraf Hakimi spielen.

„Dieser Gedanke, dass Männer auf jeden Fall besser sind, egal mit welcher Qualifikation, der ist weit verbreitet in vielen Ländern.“

Dennoch sind Sie den Weg nicht weitergegangen, sondern sind zur FIFA gewechselt. Was machen Sie dort?

Ich leite den Stream Expertise des „Talent Development Scheme“; also Talentförderung auf globaler Ebene. Ich habe ein großes Expertenteam, das weltweit mit den Verbänden zusammenarbeitet. Wir kümmern uns um die Eliteförderung, sowohl in den großen Fußballnationen als auch in den bisher weniger erfolgreichen Ländern. Die letzten Weltmeisterschaften waren dominiert von Europa und einzelnen Spitzenländern wie Brasilien und Argentinien. Unser Ziel ist, dass bei Weltmeisterschaften, auch bei U17 und

U20, wirklich eine Vielfalt an Ländern aus allen Regionen in den Halbfinalen und Finalen steht.

Die FIFA hat einen schlechten Ruf: Jede Männer-Weltmeisterschaft wird von Boykottaufrufen begleitet. Wie ist es für Sie, bei der FIFA zu arbeiten?

Bei diesen Debatten geht oft unter, was unter anderem im sportlichen Bereich der FIFA passiert. Bei unserem Talentförderungsprogramm machen 200 der 211 Verbände weltweit mit. Jeder Verband hat eine Ansprechperson, die mit ihm eine Langzeitstrategie entwickelt, beim Scouting unterstützt, einen Fokus auf ausreichenden und anspruchsvollen Spielbetrieb sowie auf beste Trainingsmöglichkeiten legt. Gewisse Projekte werden dann auch mit ein wenig Funding unterstützt. Wir haben außerdem sogenannte Knowledge Exchanges, bei denen wir eine gewisse Anzahl an Verbänden aus einer Region zusammenbringen, damit sie voneinander lernen können. In Mexiko waren zuletzt unter anderem die USA, Honduras, Guatemala, Kanada, Curaçao und Spanien dabei. Für die kleineren Verbände ist es interessant zu sehen, dass andere ähnliche Probleme haben, nur auf einem anderen Niveau. Die FIFA bringt wiederum große Expertise mit. In meinem Expertenteam ist zum Beispiel April Heinrichs, die als US-Kapitänin die erste Frauen-Weltmeisterschaft gewann und später die olympische Goldmedaille als Trainerin.

April Heinrichs ist eine der bekannteren Fußballspielerinnen, aber die Männer sind immer noch viel präsenter. Warum sind Frauen und Frauenförderung im Fußball wichtig?

Ich finde es persönlich schade, dass wir im Jahr 2026 immer noch darüber reden müssen. Fußball ist für alle, und damit ist das Thema eigentlich erledigt. Aber wir sind noch nicht so weit – und deshalb braucht es gezielte Unterstützung. Wenn man sich die Frauen-Bundesliga anschaut, sieht man zu wenig Frauen als Cheftrainerinnen. Und das wirkt sich aus: Mädchen hören auf dem Weg zur Trainerin auf oder fangen erst gar nicht an. Man muss es schon wirklich wollen, um sich da trotzdem durchzuboxen.

Wie war das, als Sie selbst klein waren?

Es gab damals keinen Mädchenverein – ich habe bei den Jungs mitgespielt und mir die Haare kurz geschnitten, weil alle Jungs kurze Haare hatten. Ich war in meiner Mannschaft das einzige Mädchen. Und auch die Vereine, gegen die wir gespielt haben, hatten keine Mädchen dabei. Heute gibt es mehr Zugang und mehr Vorbilder, allerdings noch nicht genug. Je nach Region gibt es weiterhin viele Vorurteile.

Wie war das in Botsuana?

Die Senior-Frauen-Cheftrainerin in Botsuana hat zehn Jahre lang die Nationalmannschaft trainiert und nebenbei



Trainingskurs in Mahalapye im Osten Botsuanas.

„Diese Mädchen haben es verdient, dass sie gefördert werden. Es gehört so viel Energie dazu, das durchzuziehen.“

als Installateurin von Klimaanlage gearbeitet. Mit dem Fußball hat sie kaum etwas verdient, umgerechnet zehn Dollar am Tag, aber auch nur, wenn wir im Camp waren. In unserer gemeinsamen Zeit hatten wir gute Spielerinnen und haben uns für die Afrikameisterschaften qualifiziert. Da wurden direkt Stimmen laut: Da brauchen wir jetzt einen Mann, der mehr Erfahrung hat. Obwohl sie sich zehn Jahre lang eingesetzt hatte – als der Erfolg da war, sollte sie raus. Dabei hatte auch der Mann keine höhere Trainerlizenz oder bessere Erfahrung. Das wiederholt sich immer und immer wieder. Dieser Gedanke, dass Männer auf jeden Fall besser sind, egal, mit welcher Qualifikation, der ist weit verbreitet in vielen Ländern.

Was ist dann passiert?

Die Trainerin wurde nicht direkt ausgetauscht, aber später degradiert. Trotzdem ist sie immer noch dabei. Viele Frauen haben einen langen Atem, obwohl die Verhältnisse so schwierig sind. Mit den U17-Mädchen bin ich auch einmal zu einem Spiel nach Eswatini gefahren. Der Busfahrer war noch nie außerhalb von Botsuana gewesen, hat sich schrecklich verfahren, wir sind in wirklich gefährliche Ge-

biete gekommen und waren 24 statt neun Stunden unterwegs, ohne Proviant und mit einem kaputten Bus. Bei den Jungs wäre so etwas nicht passiert. Diese Mädchen haben es verdient, dass sie gefördert werden. Es gehört so viel Energie dazu, das durchzuziehen.



CAROLIN BRAUN

leitet die Expertise des „Talent Development Scheme“ der FIFA. Von 2019 bis 2022 arbeitete sie für den botsuanischen Fußballverband und war unter anderem Assistentztrainerin bei der Männernationalmannschaft.

Instagram | [Dr. Carolin Braun](#)

FIFA

Braucht es einen neuen internationalen Fußball?

Kaum ein Ereignis bringt die ganze Welt so zusammen wie die Fußball-Weltmeisterschaft der Männer. Doch die Turniere geben kein gutes Bild ab: Sie tragen zu Menschenrechtsverletzungen, Klimaschäden und politischen Spannungen bei. Sie bewegen riesige Geldsummen völlig intransparent. Woran das System des internationalen Fußballs krankt – und wie es besser gehen könnte.

VON ALINA SCHWERMER



Foto: picture alliance/ASSOCIATED PRESS/Evan Vucci

Was es nicht alles gibt – seit letztem Jahr auch einen Friedenspreis vom Fußballverband. FIFA-Präsident Gianni Infantino und US-Präsident Donald Trump bei der Preisübergabe.

Es gibt diese eine Szene aus dem Dezember 2025, die die Multikrisen des internationalen Fußballs auf den Punkt bringt wie kaum eine andere: FIFA-Präsident Gianni Infantino überreicht US-Präsident Donald Trump einen eigens für ihn geschaffenen Friedenspreis. „Sie können sich stets auf meine Unterstützung und die des internationalen Fußballs verlassen“, säuselt Infantino. Selbst einige FIFA-Offizielle ließen später durchsickern, dass sie sich da schämten.

Der Preis war kurzfristig aus dem Boden gestampft worden, hatte keine klaren Kriterien, keine Jury – aber er schmeichelte dem US-Präsidenten. Kurz darauf drohten die USA Grönland zu annektieren, es folgte das Kidnapping von Venezuelas Präsidenten Maduro und der Angriffskrieg gegen den Iran. Offiziell ist die FIFA politisch neutral. Spätestens mit dem Friedenspreis aber hat sie diese Neutralität so deutlich wie nie über Bord geworfen.

Schon lange verliert der internationale Fußball sukzessive an Glaubwürdigkeit. Die Weltmeisterschaften lösen weltweit nicht nur Euphorie aus, sondern auch vehementen Protest und Frust. „Football is for people, FIFA is for profit“, lautet ein Spruch der Protestszene. Doch wie könnte ein internationaler Fußball „for people“ aussehen?

JEDES TURNIER WIRD VON BOYKOTT-DEBATTEN ÜBERSCHATTET

Die Problemlage im internationalen Fußball lässt sich einmal geostrategisch und einmal systemisch erzählen. Geostrategisch haben die nationalen und internationalen Sportverbände enorm von der relativen Friedensphase nach dem Zweiten Weltkrieg profitiert. Doch diese Stabilität erodiert zunehmend. Das Uppsala Conflict Data Program zählte 2024 so viele bewaffnete Konflikte wie noch nie seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwar ist die Geldmaschine Männer-WM vergleichsweise krisenresistent, aber auch sie bekommt diese zunehmenden internationalen Risse zu spüren: So war bis kurz vor der WM 2026 unklar, ob das iranische Team Visa für die USA erhalten wird.

Hinzu kommt, dass die FIFA sich selbst immer wieder in Situationen manövriert, die Debatten über Menschenrechte und Integrität im internationalen Fußball auslösen. Die Vergabe der WM-Rechte an bevorzugt einflussreiche Staaten, die bereit sind, viel Geld zu investieren – wie zuletzt Russland und Katar, die USA oder Saudi-Arabien –, ohne dass Menschenrechtsstandards eine realpolitische Rolle spielen, hat das Vertrauen in den Verband erodieren lassen. Die für die WM 2026 getroffene Menschenrechtsvereinbarung jedenfalls wird de facto nicht umgesetzt. Infantino war 2016 angetreten, um die FIFA nach dem Korruptionsskandal von 2015 zu erneuern. Doch die Korruptionsvorwürfe halten

sich hartnäckig. Viele nationale Verbände sind finanziell von der FIFA abhängig, was bei Wahlen und WM-Vergaben fast zwangsläufig zu Anpassung und Korruption führt.

Die explodierenden Kosten der Turniere lösen zudem Proteste vor Ort aus, zuletzt in Marokko und Mexiko. Hier werden große Infrastrukturprojekte nach den Regeln der FIFA vorangetrieben, ohne auf die Belange der Menschen vor Ort zu achten. Sie verbrauchen Ressourcen in Regionen, wo diese knapp sind. In Zeiten des Klimawandels ist es ohnehin schier wahnsinnig, immer mehr und immer aufgeblähtere Turniere zu spielen.

Der Spielbetrieb jedenfalls kommt vor lauter Boykottdebatten kaum mehr zum Luftholen: Dürfen Mannschaften aus Russland und Israel am Turnier teilnehmen? Was tun gegen Menschenrechtsverletzungen in Gastgeberländern wie Katar? Wie reagieren, wenn die USA Visaeinschränkungen erlassen? Wo die Turniere hinkommen, sind sie begleitet von Widerstand. Der Fußball wankt unter seiner eigenen Gigantik.

„Der Spielbetrieb kommt vor lauter Boykottdebatten kaum mehr zum Luftholen.“

Die nationalen Verbände ziehen fast allesamt den Kopf ein und hoffen, dass die Stürme vorübergehen mögen. Deren Wucht trifft stattdessen immer wieder die Spieler, so wie das überforderte deutsche Team in Katar. Da Homosexualität in Katar verboten ist, wollte der Deutsche Fußball-Bund (DFB) nach viel Druck durch kritische Fans hier ein Zeichen für Vielfalt setzen. Nachdem die FIFA jedoch weder erlaubte, dass der deutsche Kapitän eine Regenbogen-Armbinde tragen könne, noch dass die Binde den Spruch „One Love“ tragen könne (und der DFB sich nicht merklich dagegen wehrte), entschied man sich für eine Geste: Die Spieler hielten sich beim Mannschaftsfoto die Hand vor den Mund als Zeichen, dass sie mundtot gemacht wurden. Dafür wurden sie von vielen Seiten kritisiert oder verlacht, und es gab offenbar auch innerhalb des Teams Konflikte.

DER SPITZENFUSSBALL IST REICH, WEIL ANDERE AUF DEN SCHÄDEN SITZEN BLEIBEN

Man kann die Lage aber auch vom System her analysieren. Das ist in den letzten Jahren etwas in Vergessenheit geraten. Dass Cristiano Ronaldo 2020 zum ersten Fußballmilliardär wurde oder die englische Premier League im Sommer 2025 3 Milliarden Pfund in Transfers investierte, regt niemanden mehr auf.

Dabei zeigen sich hier einige ganz grundsätzliche Systemfehler des Kapitalismus. Private-Equity-Firmen, zweifelhafte Staatsfonds, fossile Großkonzerne und einzelne Milliardäre investieren immer mehr Geld in den Fußball. Diese Gelder sind nicht neutral: Dahinter stehen zum Teil Investoren in der Öl- und Rüstungsindustrie; die Gelder bedingen Ausbeutung von Arbeiter*innen und Klimaschäden – der Spitzenfußball ist reich, weil andere auf den Schäden sitzen bleiben.

Das hat auch für den Fußball Folgen: Weil die Besitzverhältnisse der Klubs immer weiter auseinanderdriften, veröden die nationalen Ligen. Nicht nur national, auch international watschen die Großklubs im Schnitt alle anderen immer heftiger ab. Kontinente wie Südamerika und Afrika bleiben unterdessen im globalen Wettrennen hinten an. Sie sind vor allem Lieferanten für Spielerware. Das ist Extraktivismus wie auf den restlichen Weltmärkten.

Das Pyramidensystem mit Auf- und Abstieg führt zudem dazu, dass Klubs immer mehr Geld ausgeben müssen, um auf derselben Ebene bestehen zu können. Bei den Länder-Turnieren ist ab dem Viertelfinale meist nur noch eine kleine, immergleiche Gruppe von Mannschaften aus Europa und ein paar südamerikanischen Ländern dabei. Chancengleich war das Spiel nie, aber der aktuelle Fußball vermittelt eine neue Ideologie: Wir sehen Superstars dabei zu, wie sie andere vorführen.

Für den Spielbetrieb jedenfalls wären die hohen Summen gar nicht nötig: Der mittlerweile sportlich gleichwertige Fußball der Frauen funktioniert mit einem Bruchteil der Gelder.

UTOPIEN FÜR DEN FUSSBALL

Den Versuch, Fußball ganz neu zu denken, gab es schon vor über 100 Jahren: In den 1920er-Jahren entstand in Europa der internationale Arbeiterfußball. Er war ein Gegenentwurf zum sogenannten bürgerlichen Fußball und richtete sogar eigene Europameisterschaften aus. In Deutschland waren die Fußballer im sozialistisch-kommunistisch ausgerichteten Arbeiter-Turn-und-Sportbund organisiert. Sie setzten auf Solidarität und Völkerverständigung. Fairplay wurde großgeschrieben, und eigene Regeln sollten Spieler vor Verletzungen schützen. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, wurde die Bewegung in Deutschland zerschlagen: Weitermachen durfte nur der bürgerliche Deutsche Fußball-Bund (DFB), heute der größte Sportverband der Welt und Deutschlands Fußballdachverband.

Dabei wäre eine klügere Struktur auch heute sinnvoll. Ligen können nebeneinander existieren und verschiedene Ideen von Fußball bieten. In einer würde vielleicht weiterhin um Sieg und Niederlage gespielt, eine würde kooperativen Fußball machen, und in einer spielt man mit drei Teams statt

zweien. Der aktuelle Vereinsfußball jedenfalls nimmt viele Menschen mit ihren Bedürfnissen überhaupt nicht mit.

Was sich aber vor allem ändern müsste, ist die Finanzierung: Ein internationaler Fußball, der Bestand haben will, kann nicht weiter auf Wachstum und Überreichtum fußen. Statt nur zuzuschauen, sollte die Gesellschaft die Mittel, die an den Fußball gehen, aktiv aushandeln können, zum Beispiel in Räten. So könnte man entscheiden, welche Zuwendungen wirklich sinnvoll sind – und endlich auch das fördern, woran Investoren kein Interesse haben: soziales Engagement, Nachhaltigkeit, Inklusion und neue Spielideen.

Amateurvereine sind das beste Beispiel dafür, dass Motivation oft ganz anders funktioniert als über Geld. Vielleicht muss Fußball auch gar nicht separat belohnt werden. Das wäre auch für die Fußballer*innen selbst eine Chance: Sie könnten sich nebenher anderen Tätigkeiten widmen, sich einen Horizont wiedererobern.

Der Fußball bräuchte auch dringend feste Klimabudgets, zudem sollte es Obergrenzen für Einzelpersonen geben. Ist die Klimakreditkarte für das Jahr aufgebraucht, darf nicht weiter emittiert werden.

IST EIN ANDERER FUSSBALL UMSETZBAR?

Wohl kaum innerhalb des bestehenden Kosmos von Infantino, Trump und den Milliarden, die das Spiel am Laufen halten. Die Boykottforderungen in vielen Ländern sind letztlich Ausdruck von Perspektivlosigkeit. Wenn man nichts mitgestalten kann, dann kann man sich zumindest noch rausziehen. Sie sind Ausdruck einer Welt, der es abtrainiert wurde, an Utopie zu glauben.

Das Problem ist aber auch: Wir beziehen den internationalen Fußball zu stark auf Verbände und Funktionäre als Player. Einen besseren internationalen Fußball kann es nicht innerhalb dieser Strukturen geben. Wohl aber als eigenständiges Gegenangebot. Zeit, damit anzufangen.

LITERATUR

Schwermer, A., 2022: Futopia: Ideen für eine bessere Fußballwelt. Die Werkstatt.



Foto: Marcus Simaitis

ALINA SCHWERMER

ist freie Journalistin und Autorin, unter anderem für die Tageszeitung taz. Sie hat 2022 das Buch „Futopia“ über Utopien für einen besseren Fußball veröffentlicht.

alinaschwermer@taz.de